



דארמעין, וואו מיר לעבען,

דארט איז אונזער לאנד!



RICCARDO ALTIERI, BERND HÜTTNER
UND FLORIAN WEIS (HRSG.)

**«ZOG NIT KEYN MOL,
AZ DU GEYST DEM LETSTN
VEG. MIR ZAYNEN DO!»**

JÜDINNEN UND JUDEN IN DER
INTERNATIONALEN LINKEN (BAND 4)

א דעמאקראטישע רעפובליק!
פורע פארמישע נאציאנאלע רעכט אידען

INHALT

Einleitung	3
Von Moses Hess, Boris Romantschenko und Topf & Söhne Bodo Ramelow über Judentum, Sozialismus und Antisemitismus	9
Hella Hertzfeldt Der Kommunistenrabbi Moses Hess (1812–1875)	21
Mario Keßler Jüdische Intellektuelle in der DDR Aufbruch im Sozialismus oder Aufbruch aus der DDR?	29
Riccardo Altieri Die «Hexe» der SAP Das Leben der Hertha Gordon-Walcher (1894–1990)	39
Uwe Sonnenberg Nicht nur Anwalt des Exils Leo Zuckermann (1908–1985)	45
Wolfgang Brauer «... mit den Augen der Wissenden» Helene Weigel (1900–1971)	51
Gisela Notz Anna Seghers und die DDR «Weil wir die Macht der Kunst kennen, ist unsere Verantwortung so groß.»	59
Gunnar Decker Kommunist mit Stil Stephan Hermlin (1915–1997)	67

Therese Hörnigk «Prozess verloren gegangener Illusionen» Stefan Heym (1913–2001)	75
Angelika Nguyen Erinnerung erfinden Der Schriftsteller Jurek Becker (1937–1997)	81
Ingar Solty Film gegen den Faschismus, Kunst für den Kommunismus Konrad Wolf (1925–1982)	87
Gertrud Pickhan «Das Ghetto kämpft» Jüdischer Widerstand in Warschau und Wilna	93
Mario Keßler Untergrundkämpfer und Chronist des Minsker Ghettos Hersz Smolar (1905–1993)	105
Angelika Nguyen Vom Kibbuz zum Widerstand gegen die Nazis Zofia Poznańska (1906–1942)	111
Imke Küster Ein deutsch-jüdischer Kommunist Herbert Baum (1912–1942)	117
Uwe Sonnenberg Der rote Büchernarr Theo Pinkus (1909–1991)	123
Anika Tasche «Nie mehr schweigen, wenn Unrecht geschieht» Esther Bejarano (1924–2021)	129
Von Doikayt und Jiddischkayt Die Wiener Sängerin Isabel Frey im Gespräch mit Florian Weis	135
Zum Weiterlesen	141
Autor*innen	147

EINLEITUNG

Das Massaker der Hamas in Israel am 7. Oktober 2023, die damit einhergehenden Geiselnahmen sowie die darauffolgende israelische Kriegsführung im Gazastreifen mit ihren ungeheuer vielen Opfer auf palästinensischer Seite sind nicht nur für die Menschen in Israel und Palästina ein tiefer Einschnitt, sondern auch für Jüdinnen und Juden in Deutschland und vielen anderen Ländern; traumatische Erfahrungen, ausgelöst durch dieses größte Massaker an Jüdinnen und Juden seit der Shoah. Vor Ort wie international fühlen sich viele Jüdinnen und Juden seitdem mehr denn je alleingelassen. Teile der westlichen Academia entpuppen sich als unsolidarisch, gar feindselig. Ganz unverhohlen macht sich weltweit eine ungeahnte Form von Antisemitismus breit, von Berlin bis New York und weit darüber hinaus.

Nicht auf alles, was derzeit in Deutschland als Antisemitismus kritisiert wird, trifft dieser Vorwurf auch zu. In manchen Antisemitismusvorwurf mischt sich latenter Rassismus. Einige administrative Maßnahmen gegen propalästinensische Proteste sind weit überzogen, wirken hilflos und sind kontraproduktiv. Gleichzeitig bewegen sich viele der Proteste gegen Israel in einer Grauzone zum Antisemitismus, manche sind offen und eindeutig antisemitisch.

Neben dem völkisch-faschistischen Antisemitismus, der immer noch die größte Gefahr für Jüdinnen und Juden in Deutschland und in vielen, aber nicht allen europäischen Ländern darstellt, neben einem mindestens latenten Antisemitismus aus der bürgerlichen «Mitte» der Gesellschaft, neben einem reaktionär-islamistischen Antisemitismus zeigt sich schließlich auch alter und neuer Antisemitismus aus Strömungen, die sich selbst links verorten. Gesamtgesellschaftlich sind diese Formen des latenten bis offenen Antisemitismus von links weniger relevant und damit weniger gefährlich als die vorher genannten. Auch ist festzustellen, dass unter Linken in Deutschland, im Unterschied zu Teilen der sich radikal verstehenden Linken in den USA, Großbritannien oder Frankreich, eine etwas stärkere Empathie gegenüber Jüdinnen und Juden erkennbar ist. Ebenso ist festzuhalten, dass sich die Linke in jenem weitgefassten, pluralen Sinne, wie wir ihn in unseren Bänden verwenden, auch in anderen Ländern nicht pauschal antiisraelisch oder indifferent gegen Antisemitismus zeigt. Gleichwohl werden sich die Gräben, die sich innerhalb linker Strömungen nach dem 7. Oktober 2023 weltweit aufgetan haben, in Zukunft weiter verfestigen und vertiefen. Den Ursachen, Erscheinungsformen und Schlussfolgerungen

können wir an dieser Stelle nicht weiter nachgehen.

Aller Voraussicht nach wird aber das Verhältnis von Jüdinnen und Juden zur heterogenen politischen Linken auf lange Zeit ein anderes sein. Der schleichende Prozess, der in den vergangenen rund 50 Jahren zu einer zunehmenden Aushöhlung der historischen emanzipatorischen Allianz zwischen vielen Jüdinnen und Juden und großen Teilen der sozialistischen Linken geführt hat, hält an und hat sich verstärkt. Diese unerfreuliche Einschätzung haben wir auch in den Einleitungen zu den ersten drei Bänden dieser Reihe vorgenommen. Dabei wollen wir betonen, dass diese Entwicklungen ebenso wenig auf alle Jüdinnen und Juden zutreffen wie auf alle Linken. Das war so und wird auch so bleiben.

Empathie jedoch fehlt an vielen Stellen, und deswegen mehr noch Solidarität. Linke, moderate wie radikale, sind in Israel wie Palästina und auch in Deutschland gegenwärtig eine beklagenswert kleine Minderheit. Zahlreiche Opfer des Hamas-Überfalles in den Kibbuzim gehörten zu dieser politischen Minderheit in Israel, die sich aktiv für eine Verständigung zwischen Israel und Palästina einsetzt. Nicht rechte israelische Siedler*innen in den besetzten Gebieten im Westjordanland wurden Opfer des Massakers, sondern gemäßigte und linke Israelis in ihrem eigenen Land. Nicht nur Jüdinnen und Juden wurden Opfer, sondern auch muslimische Polizeibedienstete oder drusische Militärangehörige. Die kleine Gruppe progressiver Israelis setzt sich noch immer für Verständigung ein. Auf sie sollte gehört werden – ebenso wie auf sol-

che Palästinenserinnen und Palästinenser, die sich etwa in den Flüchtlingscamps lautstark gegen die Herrschaft der Hamas und für die Freigabe der Geiseln aussprechen.

Die Autor*innen und Gesprächspartner*innen, die in diesem vierten Band zu «Jüdinnen und Juden in der internationalen Linken» zu Wort kommen, haben sehr unterschiedliche Sichtweisen auf den historischen Zionismus und die Ursachen der aktuellen Gewalt und Konflikte. Die meisten Personen und Strömungen, die wir in unserer kleinen Reihe bisher vorgestellt haben, sind nicht dem Zionismus zuzuordnen, manche jedoch durchaus. Einige jüdische Linke haben den Staat Israel, nachdem er einmal bestand, in einer kritischen Solidarität verteidigt, andere ihn scharf kritisiert. Die sich verfestigende Rechtsentwicklung in Israel nach 1977 und die anhaltende Besatzungs- und Siedlungspolitik im Westjordanland hätte wohl kaum eine der porträtierten linksjüdischen Personen oder Strömungen rechtfertigen wollen. Auf der anderen Seite hat ein fortbestehender oder sogar neu auflebender Antisemitismus in vielen Ländern und auch in Teilen der internationalen Linken manche dezidiert zionismuskritischen linken Jüdinnen und Juden im Laufe der Zeit ein Stück weit heimatlos gemacht. Selbst einige polnisch-jüdische Bundisten sahen in den 1950er-Jahren beispielsweise keine andere Wahl, als nach Israel auszuwandern; sie, die sie vehemente Gegner*innen des Zionismus waren.¹ Nach dem 7. Oktober 2023 haben sich

¹ Vgl. den Dokumentarfilm von Eran Torbiner über Bundist*innen, die aus Polen nach Israel auswanderten, 48 Minuten, Tel Aviv 2012, unter: www.youtube.com/watch?v=3bE6uhKxmYU.

auch manche jüdische Linke wie Eva Illouz² oder Meron Mendel³ fragen müssen, welcher Linken sie sich nach vielen verheerenden «postkolonialen» Statements noch zugehörig fühlen können.

Ausgangspunkt unserer Befassung in nunmehr drei Bänden, so haben wir im Juli 2023 geschrieben, ist die «lang anhaltende Allianz zwischen jüdischer Emanzipationsbewegung und der sozialistischen und der Arbeiter*innenbewegung [...]. Indem wir an das Wirken von Jüdinnen und Juden in der internationalen Linken und das Verhältnis zwischen jüdischen Strömungen und Gruppen sowie der politischen Linken erinnern (gemäß den Kategorien «The Left and the Jews [...] Jews on the Left, [...] The Jewish Left» nach Jack Jacobs⁴), wollen wir erstens einen im besten Sinne historischen Beitrag leisten.⁵ Zweitens ergeben sich aus der jüdisch-linken Geschichte auch wichtige und notwendige Impulse für einen bewussteren, sensiblen und empathischen Umgang von Linken gegenüber Jüdinnen und Juden im Angesicht leidvoller historischer und gegenwärtiger Erfahrungen von Antisemitismus. Drittens lassen sich auch einige Anregungen für andere aktuelle Herausforderungen und Debatten gewinnen, etwa zum Stellenwert von Herkunft und Identitäten, aber auch für ein umfassendes Verständnis von Gleichheit, welches soziale und ökonomische Gleichheit ebenso umfasst wie Bürger*innen- und Menschenrechte.»⁶ Hinzuzufügen wäre, nicht erst, aber verstärkt seit dem 7. Oktober 2023, wie wichtig eine Klärung über einen zeitgemäßen, differenzierten, für partikulare Erfahrungen sensiblen Universalismus ist. Und es erscheint zunehmend

notwendig festzuhalten, auch wenn dies eigentlich eine Banalität zu sein scheint oder sein sollte, dass die von uns vorgestellten Organisationen, Strömungen und Personen sich fast durchweg in der Tradition der Arbeiter*innen- und sozialistischen Bewegung und auch der Aufklärung sahen und sich jahrzehntelang in diesem Sinne engagierten.

«Die jüdische mit der allgemeinen proletarischen Bewegung zu vereinen» haben wir, in Anlehnung an einen programmatischen Artikel des Allgemeinen Jüdischen Arbeiterbundes (kurz: «Bund») aus den 1920er-Jahren, unseren ersten Band 2021 betitelt.⁷ Der zweite Band aus dem Jahr 2022 ist mit einem Zitat aus einem Interview mit Gregor Gysi überschrieben: «Wenn du ausgegrenzt wirst, gehst du zu anderen Ausgegrenzten».⁸ 2023 haben wir dann einen dritten Band mit dem Titel «Die

2 Vgl. Illouz, Eva: Wir, die Linken? Nicht mehr, Süddeutsche Zeitung, 27.10.2023, unter: www.sueddeutsche.de/kultur/eva-illouz-linke-amas-1.6295055 und dies.: Unter Opfern, Süddeutsche Zeitung, 18.1.2024, unter: www.sueddeutsche.de/kultur/eva-illouz-linke-identitaetspolitik-selbstkritik-folgen-1.6335252. 3 Mendel, Meron: Für einen universellen Humanismus. Interview von Florian Weis mit Meron Mendel über das Hamas-Massaker am 7. Oktober 2023 und linke Reaktionen, Rosa-Luxemburg-Stiftung, 19.12.2023, unter: www.rosalux.de/news/id/51452/fuer-einen-universellen-humanismus. 4 Vgl. Jacobs, Jack: Introduction, in: ders. (Hrsg.): Jews and Leftist Politics. Judaism, Israel, Antisemitism, and Gender, Cambridge 2017, S. 1–24. 5 Vgl. Hoff, Benjamin-Immanuel: Verdienstvolle Grabungsarbeiten, freitag.de, 25.3.2022, unter: www.freitag.de/autoren/benjamin-immanuel-hoff/rezension-verdienstvolle-grabungsarbeiten. 6 Altieri, Riccardo/Hüttner, Bernd/Weis, Florian (Hrsg.): Die Arbeiter*innenbewegung als Emanzipationsraum. Jüdinnen und Juden in der internationalen Linken, Bd. 3, Berlin 2023, S. 3, unter: www.rosalux.de/news/id/50775. Dieser Band ist weiterhin kostenfrei gedruckt bestellbar. 7 Altieri, Riccardo/Hüttner, Bernd/Weis, Florian (Hrsg.): «Die jüdische mit der allgemeinen proletarischen Bewegung zu vereinen». Jüdinnen und Juden in der internationalen Linken, Bd. 1, Berlin 2021, unter: www.rosalux.de/publikation/id/45015. 8 Altieri, Riccardo/Hüttner, Bernd/Weis, Florian (Hrsg.): «Wenn du ausgegrenzt wirst, gehst du zu anderen Ausgegrenzten». Jüdinnen und Juden in der internationalen Linken, Bd. 2, Berlin 2022, unter: www.rosalux.de/publikation/id/46948.

Arbeiter*innenbewegung als Emanzipationsraum» vorgelegt, in dem Beiträge zu «Aschkenasim – Sephardim – Mizrachim», zum Osmanischen Reich und Griechenland, Marokko und Tunesien, Österreich bzw. Österreich-Ungarn enthalten sind.⁹ Weitere Texte widmen sich Jüdinnen und Juden in linken Hochschulgruppen in der Weimarer Republik, dem internationalen Trotzismus sowie exemplarisch dem US-amerikanischen Politiker, Publizisten und (zeitweiligen) Trotzisten Max Shachtman, dem Labour-Politiker Ian Mikardo, dem Schriftsteller Jean Améry und der Neuen Linken in Frankreich.

Der nun vorliegende vierte Band «Jüdinnen und Juden in der internationalen Linken» wird mit einem Interview mit dem Ministerpräsidenten von Thüringen Bodo Ramelow eröffnet, der eben jenen Moses Hess als eine ihn besonders inspirierende Persönlichkeit der Geschichte der Arbeiter*innenbewegung nennt, den im Weiteren Hella Hertzfeldt vorstellt. Die folgenden neun Beiträge von Mario Keßler, Riccardo Altieri, Uwe Sonnenberg, Wolfgang Brauer, Gisela Notz, Gunnar Decker, Therese Hörnigk, Angelika Nguyen und Ingar Solty können auch als ein Beitrag zur Kultur- und politischen Geschichte der DDR gelesen werden, die vor 75 Jahren, am 7. Oktober 1949, gegründet wurde. Viele säkulare linke Jüdinnen und Juden wählten den Weg aus Emigration, Haft und Untergrund in die DDR, wie etwa Hertha Gordon-Walcher, Leo Zuckermann, Helene Weigel, Anna Seghers, Stefan Hermlin, Stefan Heym und Konrad Wolf sowie Jurek Beckers Vater mit seinem Sohn. Nicht alle von ihnen konnten oder wollten in der DDR bleiben, so muss-

te Leo Zuckermann ein zweites Exil in Mexiko beginnen, während Jurek Becker später in die BRD übersiedelte. Und doch übte die DDR zunächst wegen ihres antifaschistisch-sozialistischen Anspruches eine große Faszination auf viele jüdische und nicht-jüdische Remigrant*innen aus, wie Mario Keßler einleitend und doch ausführlich erläutert.¹⁰

Im zweiten Teil dieses Bandes knüpft Gertrud Pickhan an ihre Befassung mit den Bundisten aus unseren ersten beiden Bänden an und stellt den weithin unbekanntem jüdisch-sozialistischen Untergrundkampf gegen die Nazi-Besatzer in Polen und Litauen vor, zu dem viele Bundist*innen gehörten. Mario Keßler porträtiert Hersh Smolar und den Kampf im Ghetto Minsk im heutigen Belarus. Angelika Nguyen und Imke Küster stellen exemplarisch für viele unterschiedliche Formen jüdischen Widerstands gegen den Faschismus Zofia Poznańska und die Herbert-Baum-Gruppe vor. Uwe Sonnenberg beschreibt Theo Pinkus als europäischen linken Intellektuellen und Brückenbauer, der weit mehr als ein Schweizer Buchhändler und Antiquar war. Anika Taschke schildert das Leben und Wirken der 2021 in Hamburg verstorbenen Auschwitz-Überlebenden, Sängerin und Antifaschistin Esther Bejarano. Ein Gespräch mit der Wiener Sängerin und Aktivistin Isabel Frey beschließt die Beiträge.

⁹ Altieri/Hüttner/Weis (Hrsg.): Jüdinnen und Juden in der internationalen Linken, Bd. 3. ¹⁰ Dabei grenzen wir uns in aller Entschiedenheit von dem politischen Kampfbegriff der AfD ab, die in der Remigration eine zwangsweise Deportation von Menschen «nichtdeutscher» Herkunft versteht und diese zur Staatsräson erheben möchte. Vielmehr begreifen wir den Terminus im Sinne von Mario Keßler als freiwillige Rückkehr aus dem Land des Exils in die alte Heimat, aus der man zuvor gewaltsam vertrieben wurde.

Die Literatur am Ende des Bandes wird fortgeschrieben, sie enthält weitere Publikationen und vor allem aktuell erschienene Titel zum Thema.

Wir verstehen unser Links-Sein, unseren demokratischen Sozialismus so, dass er die Aufgabe einschließt, sich gegen jeden Antisemitismus zu stellen, gegen diesen vorzugehen und jüdisches Leben weltweit zu schützen. Die vorliegende Publikation stellt dazu einen sehr kleinen und in diesen Zeiten vielleicht hilflosen Beitrag dar.

Eine Auswahl der Artikel aus den ersten drei Bänden wird in Kürze auch in englischer Sprache online veröffentlicht. Wir erhoffen uns dadurch, auch die englischsprachige Linke zu erreichen und eine gewisse Form von antisemitismuskritischer Bildungsarbeit zu leisten. Für das Jahr 2025 planen wir einen weiteren, dann fünften deutschsprachigen Band. Dieser wird unsere kleine Reihe beschließen.

**Riccardo Altieri, Bernd Hüttner
und Florian Weis**
Würzburg/Bremen/Berlin, Juni 2024



VON MOSES HESS, BORIS ROMANTSCHENKO UND TOPF & SÖHNE

BODO RAMELOW ÜBER JUDENTUM,
SOZIALISMUS UND ANTISEMITISMUS¹

Florian Weis: Vielen Dank für die Gelegenheit, mit dir für den vierten Band der Reihe «Jüdinnen und Juden in der internationalen Linken» ein Gespräch führen zu können. Du hast mir vor einigen Jahren einmal gesagt, zwei Personen aus der Arbeiter*innenbewegung des 19. Jahrhunderts hätten dich besonders stark beeinflusst und angeregt: Wilhelm Weitling und Moses Hess. Kannst du erläutern, worin für dich die Faszination für diese beiden Personen besteht?

Bodo Ramelow: Es waren Leute, die weit vor dem, was später als Marxismus entstanden ist, ihre Überlegungen in eine ähnliche, sozialistische Richtung entwickelt haben; und es war jedes Mal total spannend, sich auf ihre Texte und ihre Gedankenwelt einzulassen. Dieses waren alles Fragen, die später von Marx und Engels weiter ausgearbeitet und einer systematischen Analyse zugeführt wurden, damit aber leider auch verwissenschaftlicht und dann auch, institutionell oder politisch gefärbt, immer mehr eingeengt worden sind. Während Moses Hess als Vordenker, meines Erachtens als Vorstufe des Marxismus, viel offener, viel freier, viel breiter war.

Ich war auch davon beeindruckt, wie umtriebig diese Leute waren. Als ich mich dann mit den Bundist*innen² beschäftigte, war es erhellend, dass diese eher dort anknüpfen als an den klassischen Marxismus, und eher eine weitere philosophische Ebene hatten, bei der ihr Jüdisch-Sein eine Rolle spielen konnte, aber nicht Bedingung war.

Moses Hess auf der einen Seite, der sich zum Zionisten entwickelt, zum sozialistischen Zionisten, und die Bundist*innen, die scharfe Antizionist*innen waren, eint ja tatsächlich eines: dass sie innerhalb des Sozialismus eine eigenständige jüdische Komponente sahen. Wie ist deine Sicht auf Zionismus und Bundismus, die-

¹ Dieses Gespräch wurde am 28. August 2023 in Erfurt geführt, also vor dem Massaker der Hamas in Israel am 7. Oktober 2023. Vgl. dazu den Beitrag «Schreckliche Stunden» von Bodo Ramelow vom 10. Oktober 2023 auf seiner Website unter: www.bodo-ramelow.de/2023/10/schreckliche-stunden/. Ebenso war zum Zeitpunkt des Interviews die rechte PiS-Regierung in Polen noch im Amt. ² Vgl. Pickhan, Gertrud: National-kulturelle Autonomie, Jiddischkeit und Internationalismus. Der Allgemeine Jüdische Arbeiterbund «Bund» im östlichen Europa, in: Altieri, Riccardo/Hüttner, Bernd/Weis, Florian (Hrsg.): «Die jüdische mit der allgemeinen proletarischen Bewegung zu vereinen». Jüdinnen und Juden in der internationalen Linken, Bd. 1, Berlin 2021, S. 15–25, unter: www.rosalux.de/publikation/id/45015.

se verschiedenen Umgangsweisen linker Jüdinnen und Juden mit ihrem Judentum?

Als ich mich intensiver damit beschäftigt habe, fand ich es spannend, dass Zionismus, wie wir ihn heute begreifen, immer auf Israel reduziert wird. Dabei ist «Eretz Israel» ja eigentlich gar nicht ausschließlich gemeint im Sinne von «das heutige Israel», sondern es sollte ein gelobtes Land sein. In der Russischen Revolution gab es einen hohen Anteil an jüdischen Mitkämpfer*innen, die dafür eingetreten sind, es gab später das sowjetisch-jüdische Modell in Birobidschan. Es gab in den frühen Jahren der Sowjetunion andere Überlegungen, jüdische bzw. jiddischsprachige Siedlungsgebiete zu ermöglichen, für diejenigen, die dies wünschten. Es gab zu dieser Zeit auch so etwas wie eine Bewegung: Wir bleiben hier! Die Bundist*innen wiederum standen vor dem Problem: Wo gehören sie eigentlich hin? Sie sind eine Arbeiter*innenbewegung gewesen, eine große Arbeiter*innenorganisation auf dem Territorium des heutigen Polens und Litauens und in den westlichen Landesteilen der Sowjetunion.

In den Aufbrüchen in diesen Regionen gab es also eine linke Bewegung, die auch bereit war zu kämpfen. Umgekehrt gab es den wachsenden, gewalttätigen Antisemitismus, der zu einer immer größeren Gefahr wurde, aber auch den Gedanken immer wieder stärkte, dass man sich ein eigenes Land, einen Zufluchtsort errichten muss. Also diese unmittelbare Gefahr, die am Ende für alle Schtetljuden dazu geführt hat, dass sie aufgebrochen sind, weil sie vertrieben wurden, weil antisemitische

Pogrome auf einmal überall stattfanden. Dann der aufkeimende Nationalismus: Stepan Bandera und alles, was damit verbunden ist; der Kampf Polens gegen das, was heute Ukraine ist; die Massaker des besonders aggressiven Teils der ukrainischen Nationalbewegung gegen die Polen, die haben nämlich zuallererst einmal «den Polen» gehasst ... Der Antisemitismus war die Klammer, der diese verschiedenen Nationalismen zusammenband. In diese Konstellation hinein prallt dann der deutsche Nationalsozialismus und trifft auf willfähige Gruppierungen, die ihren Nationalismus gelebt haben mit Antisemitismus, mit Hass auf Juden.

Im goldenen Zeitalter des ukrainisch-polnischen Territoriums gab es dort die größte Ansammlung von jüdischen Menschen auf der Welt. Man kann sich heute gar nicht mehr vorstellen, was da alles zerstört worden ist. Das teilt sich dann auf, es gibt einerseits religiöse rückwärts- und weltabgewandte Bewegungen. Vor diesem Hintergrund waren die Bundist*innen und andere jüdische Sozialist*innen die Modernisierer*innen. Das waren diejenigen, die in den Betrieben tätig waren, die haben Fabrikarbeit gemacht, sie haben Modernität gelebt. Die Bundist*innen hatten so etwas wie einen eigenen Traum von Gemeinwesen und darin das Recht auf Arbeit, auf Tarifverträge, auf Entlohnungsgrundsätze und ähnliche soziale Verbesserungen und schließlich auf eine sozialistische Gesellschaft.

STAATSSOZIALISMUS UND ANTISEMITISMUS

Der Hauptgrund dafür, dass sozialistisch-jüdische oder auch andere Alternativen zum Zionismus an Bedeutung verlieren, sind dann natürlich die deutschen Naziverbrechen, ist die Shoah. Allerdings hatte auch Stalin seinen Anteil, der stalinistische Antisemitismus.

Ja, die zweite Welle, die dann mit den Slánský-Prozessen ihren traurigen Höhepunkt erreicht. Die Säuberungsprozesse insgesamt und das Schüren des Hasses gegen die jüdischen Kommunist*innen sind eigentlich eine Ungeheuerlichkeit. Man vollzieht damit die Einengung auf eine aus meiner Sicht sehr russisch geprägte Form der Machtpolitik, die es in Reinform im Großen Terror gab, mit Stalins Gulags, den Geheimgefängnissen und seinen Mordwellen.

Unter Stalin wird ja auch die Führung der Bundist*innen ermordet; Wiktor Alter und Henryk Ehrlich sterben nicht durch die Nazis, sondern unter Stalin. Und ich glaube, das ist etwas, was man auch in Erinnerung rufen muss: dass die linken Alternativen zum Zionismus im Judentum eben in dieser Zangenbewegung hauptsächlich von Nazideutschland, aber auch vom Stalinismus zerstört wurden. Du hast die Slánský-Prozesse 1952 angesprochen in der damaligen Tschechoslowakei, es gab die sogenannte Ärzteschwörung in Stalins letzten Monaten 1953. Wir haben im zweiten Band unserer Reihe ein Interview mit Gregor Gysi geführt, in dem er die Auffassung ver-

tritt, dass man das in dem Maße für die DDR nicht konstatieren kann.³ Benjamin Hoff hat es in einer Rezension unserer Publikation etwas kritischer gesehen.⁴ Wie würdest du als jemand mit einer westdeutschen Biografie, der jetzt seit über 30 Jahren in Thüringen lebt, seit bald zehn Jahren hier Ministerpräsident ist, wie würdest du die Situation der Jüdinnen und Juden in der DDR in dieser Spätphase des Stalinismus sehen?

Es gibt eine Ambivalenz. Hier, wo wir sitzen, blicken wir auf die einzige in der DDR gebaute Synagoge. Die Erfurter Synagoge ist etwas ganz Besonderes: An der Stelle, an der die Große Synagoge von den Nazis geschändet, zerstört und die jüdische Gemeinde in die Konzentrationslager deportiert worden ist, ist nach 1945 wieder eine Synagoge entstanden. Mit einer am Anfang noch sehr vitalen jüdischen Gemeinde. Aber auch da wird sichtbar ..., man kann es in Jahresscheiben messen, wie die Luft immer dünner wird. Am Anfang eine große Begeisterung, diesen Weg zu gehen, es gibt eher die Einstellung, dass man in diesem neuen Deutschland tatsächlich aufbrechen möchte.

3 «Wenn du ausgegrenzt wirst, gehst du zu anderen Ausgegrenzten». Gregor Gysi über jüdisch-linke Beziehungen und Antisemitismus, in: Altieri, Riccardo/Hüttner, Bernd/Weis, Florian (Hrsg.): «Wenn du ausgegrenzt wirst, geh zu den anderen Ausgegrenzten». Jüdinnen und Juden in der internationalen Linken, Bd. 2, Berlin 2022, S. 10. 4 Hoff, Benjamin-Immanuel: «Das war ja ein Gang durch die ganze Geschichte der Arbeiterbewegung», freitag.de, 6.1.2023, unter: www.freitag.de/autoren/benjamin-immanuel-hoff/rezension-das-war-ja-ein-gang-durch-die-ganze-geschichte-der-arbeiterbewegung.



Ministerpräsident Bodo Ramelow

Dann aber merkt man, dass die Nadelstiche von allen Seiten kommen. Der Slánský-Prozess wurde eben auch hier gespürt, so erklären mir das jedenfalls diejenigen, die einen Blick darauf haben, wie sich die jüdische Landesgemeinde entwickelt hat. Und wenn man auf das Ende dann 1989 blickt, sieht man, dass es nicht einmal mehr 20 Jüdinnen und Juden im heutigen Thüringen gab. Das heißt, der Druck auf Jüdinnen und Juden, das Verächtlichmachen, das Infragestellen, sie als potenzielle Feindinnen und Feinde und Fremde zu erachten, führte zu einem Anpassungs-

druck, dass sie aufhörten, sich als Jüdinnen und Juden zu bekennen. Das religiöse Leben ist immer geringer geworden, Rabbiner Estrongo Nachama kam zwar ab und zu von Berlin hierher, um die Gemeinde zu betreuen, zum Schluss aber gab es dann nicht einmal mehr genügend Gläubige, um eine gemeinsame Gebetsrunde machen zu können.

Mir wird geschildert, dass rund um die Slánský-Prozesse der letzte große Aufbruch stattgefunden hat, wo sie die Koffer gepackt haben und gegangen sind. Es mag in der DDR nicht den Schauprozess gegeben haben und es hat die Neue Synagoge gegeben, es hat damit auch ein Zeichen an die jüdische Gemeinde gegeben – aber es gab nicht das Vertrauen, dass Jüdinnen und Juden hier leben können. Die Wunden, die die Nationalsozialisten geschlagen hatten, schmerzten zu sehr. Denn Erfurt war ein Zentrum, hier sind bei Topf & Söhne die Verbrennungsöfen hergestellt worden. Rund um Erfurt sind zu dieser Zeit die Konzentrationslager noch sichtbar gewesen, die Arbeitslager und die Sammelstellen. Die Weimarer Viehauktionshalle

war der Sammelpunkt, in den Jüdinnen und Juden getrieben wurden, um sie nach Zamość zu bringen; und in den Feldern vor Zamość sind sie erschossen worden. Das hat die Erinnerung derjenigen lebendig gehalten, die das als Zeitzeug*innen erlebt haben. Und die Mehrheitsgesellschaft, die eben auch Zeitzeuge war, hat den Mund gehalten. Es gab ja kein Miteinanderreden, kein Gespräch darüber, was hier passiert ist. Zwar gab es dann wieder erstaunliche Sachen, dass zum Beispiel die Thora der Alten Synagoge an die jüdische Gemeinde übergeben werden konnte, sie war gerettet und im katholischen Dom verborgen und geschützt worden. Ja, das hat es auch gegeben, aber es gab keine Aufbruchsstimmung mehr.

Als die politischen Prozesse kamen, zunächst der antisemitische Slánský-Prozess und dann die Politprozesse in der DDR, da war es ein inneres Aufbrechen und auch ein Verlassen der DDR. Insoweit kann man nicht sagen, es hätte, da es nicht so viele Schauprozesse gegeben hat, nicht den Druck gegeben. Den Druck hat es ganz anders gegeben. Dazu war das Hier-Sein, In-Deutschland-Sein, natürlich noch viel zu sehr emotional belastet mit der Angst und der Sorge, dass man viele der Täter*innen jeden Tag sieht. Also das muss man sich klarmachen: Wir reden von einer Zeit, in der die Konzentrationslager noch sichtbar und in der die Täter*innen noch die Nachbar*innen waren. Wenn man da kein Vertrauen schafft, indem man erklärt und zeigt: Ihr seid sicher, ihr seid ein Teil unserer Gesellschaft und wir wollen, dass ihr da seid ... Aber das ist, so wird mir geschildert, kaum der Fall gewesen.

ERINNERN UND VERSCHWEIGEN IN WEST UND OST

Du hast, grob gesagt, die erste Hälfte deines Lebens die alte Bundesrepublik, insbesondere Niedersachsen und Hessen, erlebt, die zweite Hälfte Thüringen. Vielleicht kannst du das auch noch einmal aus diesen beiden Perspektiven vergleichen?

Na ja, in der ersten Etappe meines Lebens in Osterholz-Scharmbeck habe ich von all dem wenig bis gar nichts mitbekommen, außer den Geschichten, die der Großvater mal erzählt hat. Der erzählte von seinem rheinhessischen Dorf und dass es dort eine Auseinandersetzung um die Synagoge gab. Das Dorf, aus dem meine Familie mütterlicherseits kommt, ist immer ein sogenannter Judenort gewesen. Neben der kleinen evangelischen Kirche gab es immer eine Synagoge und ein Drittel der Bevölkerung war jüdisch. Mein Großvater war sehr dicht an der jüdischen Gemeinde dran und erzählte, dass er in der Reichspogromnacht nicht mitgemacht hat – die Synagoge im Dorf wurde einen Tag später abgebrannt. Also sie wurde abgebrannt, sie wurde geschändet, aber eben nicht von den eigenen Leuten aus dem Dorf, weil mein Großvater als Feuerwehrhauptmann gesagt hat: «Wir stecken hier keine Häuser an.» Dafür wurde er dann relegiert von der NSDAP. Aber er war nie ein Held, er war Mitglied der NSDAP. Also es ist die Perspektive eines Kaisertreuen; der Großvater war sehr konservativ, kaisertreu, der wollte Ordnung haben und deswegen war er auch Mitglied bei der NSDAP. Der ist lange vor 1933 NSDAP-Mitglied gewesen, mit

diesem Law-and-order-Denken. Diese Geschichte aber mit der jüdischen Gemeinde, das hat ihn ziemlich umgetrieben, deswegen kannten wir Kinder das, es war ein Teil dessen, was zu Hause erzählt worden ist.

Ich bin vor kurzer Zeit in diesem Dorf gewesen und habe dort zum ersten Mal erlebt, dass in einem Gemeinderundgang über die Synagoge erzählt wurde. Das ist so mein Gespür geworden, wenn ich an Orten bin, wo jüdische Siedlungen waren, merke ich: Die Wunde ist da, die überdeckt wird. Deswegen ist die Frage: Ist das alles tatsächlich aufgearbeitet, wird darüber denn geredet? Das kann man durchaus bezweifeln, und zwar in West und Ost. Im Osten hat man sich entlastet, indem man gesagt hat, alle Kinder sind bei uns in der Gedenkstätte Buchenwald gewesen vor der Jugendweihle. Also die ehemaligen Konzentrationslager, die Mahn- und Gedenkstätten waren Teil der Identitäts- und Erinnerungslandschaft der DDR. Aber damit muss man brechen, das ist einerseits hohles Gedenken, ritualisiertes Gedenken. Andererseits, und das hat mir mehr wehgetan, wusste das Ministerium für Staatssicherheit über viele Sachen Bescheid, aber die blieben im Giftschrank.

Die Geschichte von Professor Jussuf Ibrahim in Jena ist dafür ein Paradebeispiel. Seine Mitwirkung an der «Kindereuthanasie» ist exakt nachgewiesen, es gibt eine Ausstellung dazu, in der die ganzen MfS-Ermittlungsakten dokumentiert sind; ein junger Staatsanwalt im Ministerium für Staatssicherheit hat das alles erfasst und es verschwand im Giftschrank. Dafür ist er nicht in den Westen gegangen, er hat die

DDR nicht verlassen, galt als der beste Kinderarzt. Dasselbe gilt für das Entjüdungsinstitut⁵ in Eisenach. Und es war klar: Nach 1945 waren fast alle noch da und blieben auch. Das sind Beispiele, an denen man merkt, wie hohl das offizielle Pathos war. Und im Westen war es gleich beschwiegen.

Für mich war Stadtallendorf ein Beispiel. In Stadtallendorf war das größte Außenlager von Buchenwald, da gab es eine große Rüstungsproduktion für die NS-Militärmaschinerie. Als ich im Marburger Land gelebt habe, kannte ich Stadtallendorf überhaupt nicht als Konzentrationslager, da war nichts zu sehen, nichts mehr, gar nichts. Dann hat von Weizsäcker in seiner Rede zum 8. Mai 1985 dazu aufgerufen, die Schüler sollen sich darum kümmern, sollen nachfragen, und das hat zu Tumulten geführt in Stadtallendorf. Erst danach entstand eine Gedenkstätte als Erinnerung an all die KZ-Häftlinge, die in Stadtallendorf waren. Also Ost wie West, und dann geht das aber nach 1990 hier auch weiter. In der DDR war ja an die Todesmärsche mit Sandsteinstelen sehr eindrucksvoll erinnert worden, die Spuren dieser Todesmärsche waren überall sichtbar durch diese Art der Bearbeitung. Im thüringischen Eisenberg ließ ein gewählter Bürgermeister das abmeißeln und durch «Evakuierungsmarsch» ersetzen. Da merkte man, dass dieses Denken, «vielleicht stimmt das ja gar nicht, und vielleicht war es doch anders», nach 1989/90 hier wieder anfang, sich breitzumachen. Und da reden wir noch nicht vom Erstarken des Rechtsextremismus oder vom tabuisierten Rechtsextremismus in der DDR, der ja als Fankultur abgehandelt

wurde. Oder dem ausländerfeindlichen Pogrom, das im August 1975 hier in Erfurt stattgefunden hat.

Ich sehe das alles in einer großen Ambivalenz und sehe die Notwendigkeit, dass wir immer wieder darüber reden müssen. Dass wir auch selber nicht in erstarrte Rituale des Gedenkens kommen. Dazu habe ich gerade die Gedenkrede zum Konzert «Gedächtnis Buchenwald» gehalten und bin froh, dass ich dabei die Gelegenheit hatte, mit einem Zeiteugen wie Ivan Ivanji zu sprechen. Weil die nochmal einen ganz anderen Blick auf uns haben. Und es ist auch notwendig, dass wir uns immer wieder ermutigen, die verschiedenen Blickwinkel auch wahrzunehmen. Nicht einfach nur ritualisiert einen Kranz niederlegen und denken, damit sind wir antifaschistisch. Dann ist das nur noch bloßes Symbol. Und die einen bekämpfen dieses Symbol und andere verstecken sich dahinter.

VOM UMGANG MIT AMBIVALENZEN: POLEN, DIE UKRAINE UND DAS SOWJETISCHE ERBE

Nach dem russischen Überfall auf die Ukraine hast du ja an einen Buchenwald-Überlebenden erinnert, der durch einen Bombenangriff getötet wurde.

Boris Romantschenko. Er war Buchenwald-Überlebender, stellvertretender Vorsitzender des Buchenwald-Komitees, sehr aktiv, und er war, nachdem er befreit wor-

⁵ Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben.

den ist, Soldat der Sowjetarmee. Als Soldat der Sowjetarmee ist er wieder in das heutige Thüringen gekommen, hat einige Jahre in der DDR noch Dienst getan als Sowjetsoldat. Von Hause aus ist er aber Ukrainer, das spielte ja in der Sowjetunion in der Armee überhaupt keine Rolle, er war Soldat. Er war erst Häftling, dann war er Soldat, dann ist er als sehr betagter Mensch in der Ukraine von einer russischen Bombe zu Tode gebracht worden. Und ich habe mir erlaubt, darauf hinzuweisen, mit einem Satz, der mir von manchen Linken übelgenommen worden ist: «Was Hitler nicht geschafft hat, hat Putin jetzt vollzogen.» Es gab nicht einmal die Bereitschaft, darüber nachzudenken, selbst als ich sagte, es geht um Boris Romantschenko, an seinem Leben kann man festmachen, in welchen Widersprüchen wir uns hier bewegen. Putin spricht von Entnazifizierung und jüdische Überlebende sterben, das kann nicht sein.

Es gab dann ja eine große Aktion, an der ich mich beteiligt habe, dass wir eben auch jüdische Überlebende aus der Ukraine herausbegleitet haben, nach Deutschland geholt haben, um ihnen einen Schutz zu ermöglichen. Natürlich gibt es die ganzen Widersprüche, über die man reden muss. Ivan Ivanji hat bei der Gedenkveranstaltung über Stepan Bandera geredet, und ich finde, er hat allen Grund dieser Welt, als jüdischer Überlebender zu sagen: Ich ertrage kein Denkmal in der Ukraine für Stepan Bandera, an dem ungebrochen einem Mörder gehuldigt wird, der uns Juden gefangen genommen und an die SS ausgeliefert hat.

Deine Hinweise auf die Ambivalenzen und die schwierige Geschichte machen allerdings auch den Fortschritt im polnisch-ukrainischen Verhältnis deutlich, was in Deutschland viel zu wenig gewürdigt wird.

Das gemeinsame Gedenken der Präsidenten Polens und der Ukraine an dem Tag, an dem vor 80 Jahren die Bandera-Leute ein Massaker an Polinnen und Polen verübt haben, habe ich mit großer Hochachtung zur Kenntnis genommen.⁶ Das hatte ich nicht erwartet.

Ich denke, auch wir als deutsche Linke sollten das würdigen, bei aller berechtigten Kritik an dieser polnischen Regierung. Denn das ist meiner Meinung nach eine noch größere Leistung als die deutsch-französische Aussöhnung.

Ich habe mich ja bemüht, als Bundesratspräsident bei meinem Besuch in Warschau das auch zu verdeutlichen.⁷ Und ich betone immer, dass wir nie vergessen dürfen, wenn wir uns mit dem heutigen Polen auseinandersetzen: Am 1. September 1939 kamen die Deutschen, am 17. September kamen die Sowjets, und beide haben gemeinsam dieses Land zerstört.

⁶ Vgl. Polen und Ukraine wollen Streit über Massaker in Wolhynien beilegen, 9.7.2023, Zeit Online, unter: www.zeit.de/politik/ausland/2023-07/zweiter-weltkrieg-polen-ukraine-massaker-wolhynien. ⁷ Ramelow, Bodo: Meine Reise als Bundesratspräsident nach Polen in bewegten Zeiten, 10.9.2022, unter: www.bodo-ramelow.de/2022/09/meine-reise-als-bundesratspraesident-nach-polen-in-bewegten-zeiten.

Ich komme auf die Bundist*innen zurück. Der «Bund» war ja in seiner Zeit ein Versuch, eine Antwort auf eine Frage zu geben, die für uns heute noch sehr aktuell ist: Wie bekommen wir das Spezifische, bestimmte Gruppen haben etwa spezifische Verfolgungserfahrungen, mit dem Allgemeinen, dem Anspruch der Arbeiter*innenbewegung, die universelle Freiheit zu schaffen, wie bekommen wir das zusammen? Ohne zu hierarchisieren, wie das zuweilen vulgär-marxistisch geschieht. Aber auch ohne in das andere Extrem zu verfallen, dass wir uns in gegeneinander abgeschottete, starre, teilweise sehr konstruierte Identitäten zurückziehen. Und da finde ich diese sozialistischen Jüdinnen und Juden ganz faszinierend.

Eigentlich ist es ja so, dass wir die Vitalität dieser Bewegung völlig verloren haben. Weil sie ermordet worden ist. Am Ende sind sie niedergemacht worden, übrig blieb dann nur noch ein auswandernder Zionismus ins heutige Israel und sozusagen die Staatserrichtung und damit die Staatsbegründung. Dadurch, dass sie in der Stalin-Zeit umgebracht worden sind, als Feinde ausgemerzt worden sind, es mit dem Slánský-Prozess in ganz Mittel- und Osteuropa Verdächtigungen und Vertreibungen gab – also dieser Teil der sozialistischen Bewegung ist von den staatssozialistischen Strukturen gefressen worden. Also insofern haben wir da einen Riesenverlust. Wir haben aber auch den großen Verlust des ganzen jüdischen Lebens in diesem Raum. Denn das darf man nie vergessen: Die jüdische Bevölkerung in den Gebieten, die heute zur Ukraine und zu Polen gehören,

war eine bedeutende, eine lebendige Gesellschaft. Und der sozialistische Teil dieser Welt ist komplett untergegangen. Der ist es, der eigentlich für mich das Wunder ausmacht. Dass die so eine völlig andere Perspektive über diese Nationalismen, über diese religiöse Einengung hinaus hatten. Die sind für mich über all diese Dinge hinausgegangen. Also eigentlich haben die an einer neuen Welt gearbeitet, einer gerechteren Welt.

HEIMATEN

Und die Bundist*innen und andere jüdische Sozialist*innen in Mittelost- und Osteuropa verkörpern für mich noch etwas: Herkunft und das Stückchen Heimatverankerung in der Seele, das ist ja kein Territorium. Das ist so ein Stück weit die Kraft, die man braucht, um den anderen Gedanken auch denken zu können. Das ist das Besondere daran.

Vielleicht noch ein Punkt. Wir hatten im März 2023 eine wunderbare Debatte im Bundestag über die Minderheitensprachen, ganz großartig, zumal die AfD da sehr «alt» ausgesehen hat.⁸ Und da gab es die Anregung, neben den fünf, die es gibt, eine sechste Minderheitensprache zu etablieren, das Jiddische. Ist das völlig unrealistisch oder wäre das ein guter Vorschlag?

⁸ Vgl. den Mitschnitt der Debatte vom 2. März 2023 unter: www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2023/kw09-de-vereinbar-te-debatte-933850.

Es ist insoweit unrealistisch, als dass es tatsächlich kaum Menschen mehr gibt, die das im Alltag sprechen. Die anderen autochthonen Minderheitensprachen haben immer noch Sprachräume und Sprachmenschen. Das Jiddische pflegen wir ja mit dem Kulturfestival «Yiddish Summer Weimar», da wird dann viel jiddische Musik gespielt, jiddisch gesungen und auch gesprochen. Aber ich habe meine Schwierigkeiten, etwas künstlich aufzusetzen, wenn es die dazugehörigen Menschen nicht gibt, die das sprechen. Die Dialekte und Sprachfärbungen bei uns finde ich hoch spannend und kulturell unglaublich wichtig; wir verlieren da viel zu viel. Aber das Jiddische wäre meines Erachtens aufgesetzt, nach meinem Kenntnisstand gibt es keine Siedlungsbevölkerung mehr, die das irgendwie spricht.

Aber für die ganzen jüdischen Sprachen, die ja mit den Wanderungsbewegungen verbunden sind, ist es wichtig, dass man den kulturellen Teil im Moment wiederentdeckt und sichtbar macht. Deswegen bin ich immer sehr froh, wenn ich beispielsweise die sephardische Kultur, sephardische Musik hier wieder erlebe, dass ich erlebe, wie die unterschiedlichsten Dinge wieder lebendig werden. Wir haben drei Festivals in Thüringen, die sich mit diesen Themen beschäftigen. Da ist einmal der «Yiddish Summer Weimar», dann «Achava», das ist das jüngste Festival, als ich Ministerpräsident wurde, habe ich das etabliert, und die «Jüdisch-israelischen Kulturtage». Die sind Vermittler von israelischer jüdischer Kultur, es gibt aber auch viele Veranstaltungen über jüdisches Leben, über Sprache und all diese Sachen. Die Kulturtage haben

wir jetzt in der jüdischen Landesgemeinde etabliert und finanzieren auch den Kulturmanager. Das ist von unserer Seite in den Staatsvertrag hineinverhandelt worden, weil wir ausdrücklich wollten, dass die jüdische Landesgemeinde nicht nur Grab- und Synagogenpflege in Orten macht, wo kaum mehr jüdisches Leben ist, sondern über jüdische Kultur auch eigene Vitalität ausstrahlen kann. Und wir haben den Welt-erbeantrag für das Jüdisch-Mittelalterliche Erbe in Erfurt laufen.⁹

Aber manchmal gibt es auch gelingende Neuaneignungen. Es gibt einen NDR-Preis für unter 18-Jährige, die plattdeutsche Geschichten schreiben. Gewonnen hat ihn eine Elfjährige aus Hamburg, Evana Yemaneh, deren Eltern aus Äthiopien kommen.¹⁰ Sie hat sich diese Regionalsprache intensiv zu eigen gemacht. Ich kam darauf bei deiner Bemerkung zu Heimat und Seele, aber nicht im Sinne eines Territoriums.

Ja, das ist mein Ausdruck dafür. Weshalb ich immer eine Debatte mit manchen Linken darüber habe, denen das Wort schon verpönt ist. Statt in der Seele es zuzulassen, weil viele Menschen ein Stück weit auch eine emotionale Heimat brauchen. Das hat nichts mit Heimatvertriebenen und engstirnigem Nationalismus zu tun.

⁹ Im September 2023 wurde das Jüdisch-Mittelalterliche Erbe in Erfurt zum Welterbe erklärt: www.erfurt-tourismus.de/unesco. ¹⁰ Vgl. den NDR-Beitrag zur Preisträgerin unter: www.ndr.de/kultur/norddeutsche_sprache/plattdeutsch/Vertell-doch-mal-Ue18-Nachwuchspreis-fuer-Evana-Yemaneh-vertell982.html.

Dazu passt dann sehr gut der jüdische Sozialist Kurt Tucholsky, dessen Mutter in der Shoah ermordet wurde, der es 1929 so ausdrückte: «In Patriotismus lassen wir uns von jedem übertreffen – wir fühlen international. In der Heimatliebe von niemandem – nicht einmal von jenen, auf deren Namen das Land grundbuchlich eingetragen ist. Unser ist es.»¹¹ Vielen Dank für unser Gespräch.

Transkription: Lutz Kirschner

¹¹ Tucholsky, Kurt: Heimat, in: ders.; Gesammelte Werke, Bd. 7, Hamburg 1989 (zuerst 1960), S. 314.



Hella Hertzfeldt

DER KOMMUNISTENRABBI

MOSES HESS (1812–1875)

Für Lothar

«Communistenrabbi»¹ nannte der Publizist Arnold Ruge (1802–1880) den Philosophen, linken Journalisten und Aktivisten Moses Hess, der heute kaum mehr bekannt ist. Geboren wurde Hess am 21. Januar 1812 in einem jüdisch-orthodoxen Elternhaus in der Judengasse in Bonn als Erster von fünf Geschwistern. Aus geschäftlichen Gründen – der Vater war Kaufmann – zog die Familie nach Köln, und der Großvater kümmerte sich um die Kinder, insbesondere vermittelte er ihnen religiöse Inhalte. Die Enge der Orthodoxie und der Plan des Vaters, sein Sohn Moses solle sich nach dem Tod der Mutter mit ihm um die Zuckerfabrik kümmern, behagten Hess jedoch nicht, er interessierte sich viel mehr für Literatur und Philosophie und begann, seine Religion kritisch zu hinterfragen.

Er las französische Denker wie Paul Henri Thiry d’Holbach (1723–1789) und Jean-Jacques Rousseau (1712–1778) und begeisterte sich besonders für den niederländischen Philosophen Baruch de Spinoza (1632–1677). Hess stand damit dem Vater diametral entgegen – die sich daraus ergebenden Konflikte waren ständig präsent. Hess wollte sich nicht völlig von der Religion abnabeln, ihr jedoch die Strenge

nehmen. In seinen Vorstellungen treffen im Judentum Messianismus und Frühsozialismus aufeinander. Quasi autodidaktisch eignete er sich Wissen an und lernte diverse Sprachen, da zu Hause nur Jiddisch gesprochen wurde. Er entdeckte das Schreiben für sich und wurde Journalist und Publizist.

HESS ALS AUTOR

Sein erstes Buch «Die heilige Geschichte der Menschheit. Von einem Jünger Spinozas», (1837), trug vor allem zur Selbstverständigung bei und brachte seine große Verehrung für Spinoza zum Ausdruck, fand jedoch einer späteren Selbsteinschätzung nach keine Resonanz. Hess’ Forderungen nach gesellschaftlichen Veränderungen – wie Einführung einer Gütergemeinschaft, Überwindung des Gegensatzes von Geldaristokratie und Pauperismus (Massenarmut), Gesetzgebung durch das Volk, Bildung für Frauen und Jugendliche, freie Liebe und vieles mehr – gingen schon hier in Richtung Sozialismus.

¹ Ruge, Arnold: Zwei Jahre in Paris. Studien und Erinnerungen, 1. Teil, Leipzig 1846, S. 64.

Sein zweites Buch «Die europäische Triarchie» (1841) war ausdifferenzierter. Darin befasste er sich mit der europäischen Geschichte «als einer Befreiungsbewegung, deren Ziel die geistige und politische Freiheit und die soziale Gleichheit sei».² Um dies zu erreichen, bedürfe es eines Zusammenschlusses von Frankreich, England und Deutschland. Das Buch erhielt Anerkennung und Hess machte sich an sein erstes größeres Projekt.

MEDIUM DER MASSEN – HESS UND DER JOURNALISMUS

Gemeinsam mit seinem Freund Georg Jung (1814–1886), zur damaligen Zeit ein demokratisch gesinnter Jurist, schuf er die Voraussetzungen zur Gründung der *Rheinischen Zeitung*. Liberale, fortschrittliche Kräfte aus dem Bürgertum wollten sich selbstbewusst mit dem überholten Adelsregime auseinandersetzen, und junge kritische Intellektuelle sahen die Chance, ihre Ideen zu verbreiten. Jung kümmerte sich um die Finanzen und Hess warb mögliche Redakteure und Korrespondenten an. Zu Jahresbeginn 1842 konnte das Blatt in Köln starten. Die Arbeit verlief nicht problemlos, jederzeit war ein Verbot zu befürchten, was auch tatsächlich eintrat: Nach 15 Monaten wurde die Zeitung verboten. Bis dahin arbeitete Hess engagiert an der Zeitung mit dem Ziel, seine kommunistischen Gedanken einzubringen.

Doch die Herausgeber waren damit nicht einverstanden, radikale Ideen entsprachen nicht ihren Vorstellungen, insbesondere bei drohender Zensur. So entschied man

sich im Oktober 1842 für den Radikaldemokraten Karl Marx (1818–1883) als Chefredakteur. Hess hatte ihn 1841 kennengelernt und war von ihm fasziniert. In einem Brief an seinen Freund Berthold Auerbach (1812–1882) schrieb er: «Es ist dies eine Erscheinung, die auf mich, obgleich ich gerade in demselben Felde mich bewege, einen imposanten Eindruck machte [...]. Du kannst Dich darauf gefaßt machen, den größten, vielleicht den *einzigsten* jetzt lebenden *eigentlichen Philosophen* kennenzulernen [...]. Dr. Marx, so heißt mein Abgott [...], der der mittelalterlichen Religion und Politik den letzten Stoß versetzen wird, er verbindet mit dem tiefsten philosophischen Ernst den schneidendsten Witz; denke Dir Rousseau, Voltaire, Holbach, Lessing, Heine und Hegel in Einer Person vereinigt; ich sage *vereinigt*, nicht zusammengeschmissen – so hast Du Dr. Marx.»³

Trotzdem war Hess enttäuscht über den Entschluss der Herausgeber –, er ging als ständiger Korrespondent nach Paris, wo er den größten Teil seines Lebens verbringen sollte. Die *Rheinische Zeitung* entwickelte sich trotz ihres nur kurzen Bestehens zum bedeutendsten Oppositionsblatt des Vormärz in Deutschland und daran hatte Hess mit mehr als 100 Artikeln einen großen Anteil. Damit war auch ein Mosaikstein für die Marx-Engels'sche Theorie gelegt und es gab diverse Zusammenar-

2 Cornu, Auguste/Mönke, Wolfgang: Einleitung, in: Hess, Moses: Philosophische und sozialistische Schriften, 1837–1850, eine Auswahl, hrsg. und eingeleitet von Auguste Cornu und Wolfgang Mönke, Berlin 1961, S. XXI. 3 Moses Hess an Berthold Auerbach, Köln, 2. September 1841, in: Marx-Engels-Jahrbuch 1, hrsg. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU und Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin, 1978, S. 343, zit. n. MEGA¹ I/1.2, S. 260 f.



Moses Hess,
Gemälde von Gustav A. Köttgen (um 1846),
Kölnisches Stadtmuseum, Köln

beiten zwischen Hess, Marx und Friedrich Engels (1820–1895). Die 1840er-Jahre waren in vielfältiger Weise von Umbrüchen geprägt: die Entwicklung des Kapitalismus beschleunigte sich, die gesellschaftlichen Widersprüche nahmen zu, inklusive der Klassenspaltung. Hess sprach deutlich aus, dass das Grundproblem der Zeit ein soziales und nicht mehr ein politisches ist. Des Weiteren lehnte sich Hess an die Auffassungen Ludwig Feuerbachs (1804–1872) an, die durch Religionskritik, Auseinandersetzung mit Entfremdung und Entäußerung gekennzeichnet sind. Öfter schrieb Hess für Publikationen, in denen auch Marx und Engels veröffentlichten, wie den «Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz» (1843) und den «Deutsch-Französischen Jahrbüchern» (1844). Es entwickelte sich ein umfangreicher Briefwechsel.

DIE DREISTEN DREI – MARX, ENGELS UND HESS

1845 gaben Engels und Hess den *Gesellschaftsspiegel* heraus, der sich im Untertitel «Organ zur Vertretung der besitzlosen Volksklassen und zur Beleuchtung der gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart» nannte. Dabei ging es sowohl um Tatsachenberichte aus dem Alltag als auch um allgemeine Analysen. «*Die Lage der arbeitenden Klassen* wird uns vor allem beschäftigen, da sie von allen Übeln der heutigen civilisierten Gesellschaft das schreiendste ist. Schilderungen, statistische Angaben, einzelne schlagende Facta aus allen Gegenden Deutschlands, insbesondere aus denen, in welchen ungewöhnliche Noth herrscht, werden uns willkommen sein»,⁴ heißt es im Vorwort von Hess. Es war ein modernes Blatt, das bei den Leser*innen, insbesondere Arbeiter*innen, gut ankam. Hess selbst erfuhr des Öfteren Zuspruch für seine Arbeiten, so etwa von Engels: «Hess ist der erste Kommunist».⁵ Marx lobte die Beiträge von Hess aus den «Einundzwanzig Bogen».⁶ Heinrich Heine (1797–1856) empfahl seinem Verleger: «Dr. Hess ist eine der ausgezeichnetsten politischen Federn, und er wäre sogar geeignet [...], die Hauptredaktion zu leiten.»⁷ Die Feministin und Sozialistin Louise Dittmar (1807–1884) schickte zwei Arbeiten von sich an Hess mit der Bitte um Begutachtung.⁸

JAHRZEHT DES AUFBRUCHS

In Paris und Brüssel lebte vor der 1848er-Revolution eine ganze Reihe politischer Flüchtlinge aus Deutschland, wie zum Beispiel der Handwerkerkommunist Wilhelm Weitling (1808–1871). Für die meisten von ihnen war es eine schwere Zeit, den Lebensunterhalt zu sichern und ständig auf der Hut vor Überwachungen durch die Polizei und Ausweisungen zu sein. Es kam nicht selten zu Verbitterung, persönlichen Auseinandersetzungen, ungerechtfertigten Anschuldigungen, Zerwürfnis-

⁴ Hess, Moses: An die Leser und Mitarbeiter des Gesellschaftsspiegels, in: ders.: Philosophische und sozialistische Schriften, S. 371. ⁵ Engels, Friedrich: Fortschritte der Sozialreform auf dem Kontinent, MEW, Bd. 1, Berlin 1972, S. 494. ⁶ Marx, Karl: Vorrede Ökonomisch-philosophische Manuskripte (1844), MEW, Ergänzungsband Teil 1, Berlin 1968, S. 468. ⁷ Brief von Heine an Campe in Hamburg, Paris, 29. Dezember 1843. Heinrich Heines Briefwechsel. Hrsg. von F. Hirth, Bd. II, München/Berlin 1917, S.468–472, hier S. 469. Zit. n. Hess: Philosophische und sozialistische Schriften, S. 470. ⁸ Vgl. Brief von L. Dittmar an M. Hess vom 21. Juli 1845, in: Mönke, Wolfgang: Neue Quellen zur Hess-Forschung, Berlin 1964, S. 96f.

**«DAS MOSAISCHE STAATSGRUNDGESETZ SPRICHT SICH
ENTSCHIEDEN FÜR DIE GLEICHBERECHTIGUNG ALLER EINWOHNER
DES LANDES AUS, GLEICHVIEL OB ES JUDEN ODER FREMDE SEIEN,
DIE SICH IM JÜDISCHEN LANDE NIEDERGELASSEN.»**

sen. Auch Marx, Engels und Hess waren daran nicht unbeteiligt. Immer wieder wurde darüber gestritten, wer von wem Ideen gestohlen und sie dann in seinen Schriften verarbeitet hätte, was bis heute nicht eindeutig nachweisbar ist. In den hitzigen Debatten, sei es in Paris, Brüssel, Köln oder London, fand im wahrsten Sinne des Wortes ein Gedankenaustausch statt, aus dem schwer ersichtlich ist, wer Impulsgeber*in und wer Weiterverarbeiter*in war. So «schreiben alle irgendwie immer von allen ab. Hier zeigt sich der Zeitgeist von seiner produktivsten Seite. All die Gedanken sind innerhalb eines Jahrzehnts des Aufbruchs entstanden.»⁹

Hess war aber nicht nur journalistisch tätig, sondern auch aktiv im Bund der Gerechten bzw. Bund der Kommunisten. So engagierte er sich als einer der Emissionäre der 1846 ins Leben gerufenen kommunistischen Korrespondenzkomitees, um Kontakte mit Arbeiter*innen herzustellen.

Eine besondere Rolle spielte Hess im «wahren Sozialismus».¹⁰ Marx und Engels kritisierten diese ideologische Strömung scharf, weil sie unter Berücksichtigung des Feuerbach'schen Humanismus die gefühlsmäßige Seite über die klassemäßige Entwicklung im Kapitalismus

stellte und so die ohnehin schon schwierige Einschätzung deutscher Zustände im Vormärz verkomplizierte. Franz Mehring (1846–1919), der Chronist der deutschen Arbeiter*innenbewegung, vermerkte rückblickend, dass Marx und Engels die «wahren Sozialisten» über die Maßen kritisiert hatten: «In ihrer besonderen Art haben die «wahren Sozialisten» ein Herz für die arbeitenden Klassen gehabt, haben sie nie daran gedacht, die Interessen des Proletariats an die vormärzliche Reaktion zu verraten. Es muss zudem auf die entlastende Seite ihres historischen Kontos geschrieben werden, dass die Frage, wie sich der vormärzliche Sozialismus zum vormärzlichen Liberalismus stellen sollte, nicht so ganz einfach lag.»¹¹

Nach dem Tod des Vaters 1851 erhielt Hess eine kleine Erbschaft, von der er sehr bescheiden leben konnte und die es ihm ermöglichte, endlich seine langjährige Lebensgefährtin Sibylle Pesch (1820–1903), die keine Jüdin war, zu heiraten. Für Hess war die Niederschlagung der 1848er-Revolution deprimierend, aber während andere Mitstreiter*innen der revolutionären

⁹ Neffe, Jürgen: Marx. Der Unvollendete, München 2017, S. 169. ¹⁰ Diese Bezeichnung stammt von Karl Grün (1817–1887), oppositioneller Publizist. ¹¹ Mehring, Franz: Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, 1. Teil, Berlin 1960, S. 311.

**DER GRABSTEIN IN ISRAEL TRÄGT FOLGENDE
INSCRIFT: «MOSES HESS AUTOR
«ROM UND JERUSALEM» EINER DER VÄTER
DES WELTSOZIALISMUS UND VORBOTE
DES STAATES ISRAEL.»**

Bewegung den Rücken zuekehrten, machte er weiter. Er suchte nach Auswegen aus der Misere und war darum bemüht, an die trotz aller Schwierigkeiten sich entwickelnde Arbeiter*innenbewegung anzudocken. Zeitweise schloss er sich den Anhänger*innen von Ferdinand Lassalle (1825–1864), Gründer des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, an. Aus deren Kreisen kam die Überlegung, nach dessen Tod Hess als Nachfolger Lassalles vorzuschlagen,¹² was jedoch verworfen wurde. Einen Hoffnungsschimmer sah Hess in der Internationalen Arbeiterassoziation (IAA) und nahm als Delegierter an zwei Kongressen teil. Auf dem Kongress in Brüssel 1868 unterstützte er Marx bei seiner Kritik an Pierre-Joseph Proudhon (1808–1865), dessen Ideen in der internationalen Arbeiter*innenbewegung weit verbreitet waren.

¹² Vgl. Karl Marx an Carl Klings vom 4. Oktober 1864 (Entwurf), MEW, Bd. 31, Berlin 1973, S. 417.

IM ALTER DEN WURZELN WIEDER NAHE

Im letzten Drittel seines Lebens wandte sich Hess wieder dem Judentum zu: seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Vor dem Hintergrund antisemitischer Ausschreitungen veröffentlichte er 1862 sein Buch «Rom und Jerusalem, die letzte Nationalitätsfrage». Hess hatte das erste antijüdische Pogrom auf deutschem Boden nach dem Mittelalter noch gut im Gedächtnis – die «Hep-Hep-Krawalle». Beginnend 1819 in Würzburg, wurden jüdische Geschäfte und Wohnungen gestürmt. Durch ganz Deutschland bis nach Dänemark¹³ rollte diese antijüdische Welle mit zahlreichen Todesopfern. Dann 1840 die «Damaskusaffäre», bei der ein vermeintlicher Ritualmord zu Ausschreitungen gegen Jüdinnen und Juden im gesamten Nahen Osten führte. 1858 folgte die Entführung des jüdischen Jungen Edgardo Mortara aus Bologna durch den römischen Kirchenstaat.¹⁴ Auch als Reaktion auf diese Ereignisse wurde 1860 die Alliance Israélite Universelle gegründet, für deren Publikationsorgan *Archives Israélites* Hess Beiträge schrieb. In «Rom und Jerusalem» setzt sich Hess mit antijüdischem Hass auseinander und beschreibt, dass die Juden und Jüdinnen einen eigenen Staat benötigen, um sich emanzipieren zu können, jedoch einen besonderen, nämlich einen sozialistischen. Für ihn ist es selbstverständlich, dass alle in diesem Land Lebenden gleichberechtigt sein werden. «Das mosaische Staatsgrundgesetz spricht sich entschieden für die Gleichberechtigung aller Einwohner des Landes aus, gleichviel ob es Juden oder Fremde seien, die sich im jü-

dischen Lande niedergelassen.»¹⁵ Seinem letzten Buch erging es wie dem ersten: Es wurde im 19. Jahrhundert kaum zur Kenntnis genommen. Erst später kam man im Zusammenhang mit der zionistischen Bewegung auf Hess zurück, doch weniger auf dessen sozialistische Prägung.

Gestorben ist Moses Hess am 6. April 1875 in Paris. Er wurde seinem Wunsch entsprechend auf dem jüdischen Friedhof in Köln-Deutz beigesetzt und 1961 mit einem Staatsakt nach Israel auf den Friedhof des Kibbutz Kinneret am See Genezareth überführt. Der Grabstein in Israel trägt folgende Inschrift: «Moses Hess Autor «Rom und Jerusalem» Einer der Väter des Weltsozialismus und Vorbote des Staates Israel.»

ZUM WEITERLESEN

Hess, Moses: Philosophische und sozialistische Schriften, 1837–1850, eine Auswahl, hrsg. und eingeleitet von Auguste Cornu und Wolfgang Mönke, Berlin 1961.

Hess, Moses: Rom und Jerusalem, die letzte Nationalitätsfrage, 2. Aufl., Leipzig 1899.

Weiß, Volker: Moses Hess. Rheinischer Jude, Revolutionär, früherer Zionist, Köln 2015.

¹³ Vgl. Hirsch, Rudolf/Schuder, Rosemarie: Der gelbe Fleck. Wurzeln und Wirkungen des Judenhasses in der deutschen Geschichte, Berlin 1989, S. 675 ff. ¹⁴ Vgl. den Wikipedia-Eintrag unter https://de.wikipedia.org/wiki/Edgardo_Mortara. Dieser Fall wurde 2023 verfilmt, Bellocchio, Marco: Die Bologna-Entführung – Geraubt im Namen des Papstes, Italien/Frankreich/Deutschland 2023. ¹⁵ Hess, Moses: Rom und Jerusalem. Die letzte Nationalitätsfrage. 2. Aufl., Leipzig, 1899, S. 175.



Mario Keßler

JÜDISCHE INTELLEKTUELLE IN DER DDR

AUFBRUCH IM SOZIALISMUS ODER AUFBRUCH AUS DER DDR?

Der Begriff des Intellektuellen war, als er kurz vor 1900 aufkam, äußerst umstritten: Der Intellektuelle sei laut Maurice Barrès ein geistig tätiges Individuum, das unabhängig von seiner beruflichen Stellung ein soziales Ideal vertritt, welches sich aber nicht auf die Kategorie der Nation oder «Rasse» gründen lässt. Im Dreyfus-Prozess wandten Emile Zola, Georges Clémenceau und Jean Jaurès die verächtlich gemeinte Bezeichnung ins Positive: Indem sie die Ehre des jüdischen Hauptmanns Alfred Dreyfus verteidigten, standen sie zugleich gegen Antisemitismus und Demokratiefeindschaft ein. Nicht durch ihre rein fachliche Leistung würden geistig Tätige zu Intellektuellen, betonte Jean Améry, sondern weil sie denkend, schreibend und handelnd an der Verbesserung gesellschaftlicher Zustände arbeiten. «Die Aufgabe linker Intelligenz als eine human-kritische», schrieb er 1968 nach der Besetzung der Tschechoslowakei durch die Sowjetunion und ihre Komplizen, «stellt sich mit der gleichen Dringlichkeit wie eh und je. Es geht um die Verwirklichung des Menschen, der zu seiner Selbstschöpfung eben erst ansetzte.» Das Entscheidende sei dabei nicht eine totale Neubewertung des Sozialismus, «denn längst hat die linke In-

telligenz, einschließlich der fortgeschrittenen Elemente unter den Parteikommunisten im Westen, darauf verzichtet gelernt, in der Sowjetunion das maßstabsetzende Exempel für eine sozialistische Wirklichkeit zu sehen.»¹

Amérys Unterscheidung zwischen dogmatischen und fortgeschrittenen Kommunisten hat auch Sinn in Bezug auf jene in den staatssozialistischen Ländern, nicht zuletzt in der DDR. Unter Letzteren befand sich, besonders in den ersten beiden Jahrzehnten des ostdeutschen Staates, eine Reihe von Schriftstellern, Künstlern, Filmschaffenden und Wissenschaftlern – Männer und Frauen –, die nach 1933 verfolgt, ausgebürgert oder verhaftet worden waren und nun, nicht ohne innere Vorbehalte, die Chance eines Neubeginns unter sozialistischem Vorzeichen suchten.

¹ Améry, Jean: Kann man noch Linksintellektueller sein? [1968], in: ders.: Widersprüche, München 1990, S. 150.

DAS VERSPRECHEN DES ANTIFASCHISMUS

Dabei sei an den historischen Kontext erinnert: Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und der Niederwerfung Nazi-deutschlands durch die Antihitlerkoalition war der Antifaschismus der zentrale Bezugspunkt aller Strömungen der Arbeiterbewegung. Die unmittelbare Nachkriegsphase währte jedoch nicht lange: Der Umgang mit dem Erbe des Antifaschismus begann entlang der Frontlinien des aufkommenden Kalten Krieges das frühere Bündnis zu spalten. Antifaschismus und Demokratie fielen auseinander. Vereinfacht gesagt, entstand in Westdeutschland eine funktionierende Demokratie mit autoritären und antikommunistischen Zügen und zunächst ohne ausreichende Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, sprich: ohne ein antifaschistisches Bewusstsein. In Ostdeutschland wurde der Antifaschismus zur Staatsdoktrin erklärt, doch es gab keinen demokratischen Diskurs über die jüngste Vergangenheit. Die DDR sah sich nicht in der Verantwortung für das Geschehene. Ihre Gründerväter, von denen nicht wenige aus Konzentrationslagern, Zuchthäusern und dem Exil an Schaltstellen der Macht gelangt waren, nahmen für sich in Anspruch, den gesellschaftlichen Zustand, der die Nazidiktatur erst ermöglicht hatte, überwunden zu haben.² Die Intellektuellen, die die neue Gesellschaft dringend benötigte, sollten dabei eine geistige Vorhut bilden.

Jeder Blick auf die ostdeutsche oder DDR-Seite bliebe einäugig ohne die vergleichende Sicht auf den deutschen Wes-

ten. So wurden auch dort zunächst antifaschistische Intellektuelle, darunter Remigranten, gesucht, die vor allem in den Umerziehungsprogrammen (*reeducation programs*) der angelsächsischen Besatzungsmächte tätig waren. Sie stießen jedoch auf Hindernisse, sobald sie in die Schemata des Kalten Krieges nicht hineinpassten.

West-Berlin unterschied sich in gewisser Weise von der Bundesrepublik: Im Brückenkopf und Vorposten der Systemkonfrontation griffen die Besatzungsmächte stärker und länger andauernd auf die Erfahrungen und Kenntnisse anti- oder mindestens nichtkommunistischer, auch dezidiert linker jüdischer Remigranten zurück, so im Bereich der Politikwissenschaft und Politischen Bildung. Neben Ernst Reuter sei an Richard Löwenthal, Ernst Fraenkel und den – eine seltene Ausnahme – zum radikalen Linken gewordenen Ossip Flechtheim erinnert.³

Auch eine Reihe kommunistischer Exilanten und Widerstandskämpfer, die in den Zuchthäusern und Konzentrationslagern überlebt hatten, suchten zunächst in den westlichen Besatzungszonen Deutschlands Fuß zu fassen. Aber spätestens ab 1947 wurde Mitgliedern oder Sympa-

2 Vgl. hierzu in kritischer Perspektive u. a. Leo, Annette/Reif-Spirek, Peter (Hrsg.): Helden, Täter und Verräter. Studien zum DDR-Antifaschismus, Berlin 1999. Positivere Akzente setzte jüngst Herzberg, Wolfgang: Jüdisch & Links. Erinnerungen 1921–2021. Zum Kulturerbe der DDR, Berlin 2022. 3 Vgl. Krohn, Claus-Dieter/Mühlen, Patrik von zur (Hrsg.): Rückkehr und Aufbau. Deutsche Remigranten im öffentlichen Leben Nachkriegsdeutschlands, Marburg 1997; Krohn, Claus-Dieter/Schildt, Axel (Hrsg.): Zwischen den Stühlen? Remigration und Remigranten in der deutschen Medienöffentlichkeit der Nachkriegszeit, Hamburg 2002.

thisanten der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) eine Tätigkeit in der Presse, im Rundfunk oder an Bildungseinrichtungen unmöglich gemacht. So ging der aus dem Schweizer Exil zunächst nach Frankfurt am Main gekommene Literaturwissenschaftler Hans Mayer von West nach Ostdeutschland, wo er eine Professur für Literaturgeschichte an der Universität Leipzig übernahm. Dort musste er in politischen, nicht aber in fachwissenschaftlichen Äußerungen die «Sklavensprache» in der DDR «fünfzehn Jahre lang lernen und praktizieren».⁴

Mayer verstand sein Wirken in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) und DDR, das 15 Jahre dauern sollte, als einen «Pakt» mit politisch im Prinzip Gleichgesinnten: «Ich wollte bleiben, wer ich war», schrieb er im Rückblick, die Stimmung mancher ausdrückend, «und nur Argumenten zustimmen, die mich überzeugten, nichts mit öffentlichem Applaus bedenken, was ich insgeheim missbilligte.»⁵ Die Idee eines Paktes mit der Macht statt bloßer Unterwerfung oder vorauseilenden Gehorsams erwies sich jedoch als Illusion, und Hans Mayer zog 1963 seine Konsequenzen, als er von einer Dienstreise in die Bundesrepublik nicht nach Leipzig zurückkehrte.

WIRKUNGSMÖGLICHKEITEN JÜDISCHER INTELLEKTUELLER

Jüdische Intellektuelle spielten in der DDR eine begrenzte, jedoch keineswegs zu unterschätzende Rolle bei der Erweiterung eines öffentlichen Diskurses, dessen Grenzen aber von der Parteiführung und ihrem

Apparat gezogen wurden. Mitunter wurden sie abrupt verschoben und überraschten solche parteiverbundenen Intellektuellen, die sich plötzlich als Abweichler von der Linie, gar als Dissidenten wider Willen wiederfanden. Dies betraf sogar Jürgen Kuczynski in den Jahren 1956 und 1957. Die verinnerlichten Parteinormen solcher Altkommunisten gerieten in Widerspruch zu ihrer Rolle als aktiv handelnde kommunistische Intellektuelle.

Die DDR wurde kulturell stark von jüdischen Persönlichkeiten geprägt, die aus dem Exil zurückgekehrt waren. An der Spitze der Kulturinstitutionen der DDR standen vor allem in den ersten beiden Jahrzehnten mit Anna Seghers (Schriftstellerverband), Arnold Zweig (Akademie der Künste), Lea Grundig (Verband bildender Künstler), Wolfgang Heinz (Verband der Theater-schaffenden), Hanns Eisler und Ernst Hermann Meyer (Musikrat der DDR) solche Männer und Frauen, die auch für Nachgeborene zu Vorbildern wurden. Jüdische Remigranten wie Jürgen Kuczynski, Ernst Bloch, Hans Mayer, Alfred Kantorowicz, Friedrich Karl Kaul oder Leo Stern wirkten als Wissenschaftler in der Öffentlichkeit, das galt – trotz ihrer medizinischen Spezialgebiete – auch für das Ehepaar Inge und Samuel Mitja Rapoport. Dass Bloch, Mayer und Kantorowicz – wie schon bald nach Gründung der DDR der Philosoph und Soziologe Leo Kofler und der Wirtschaftswissenschaftler Josef Winternitz – das Land in Richtung Bundesrepublik bzw. England

⁴ Mayer, Hans: Ein Deutscher auf Widerruf, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1982, S. 415f. ⁵ Mayer, Hans: Ein Deutscher auf Widerruf, Bd. 2, Frankfurt a. M. 1984, S. 256.

(Winternitz) verließen, dort aber als Sozialisten auftraten, zeigt die Probleme und die Grenzen des Umgangs der DDR mit ihrem eigenen kritischen Potenzial.

Bis zuletzt sahen sich fast alle Intellektuellen der DDR-Gründergeneration als natürliche Verbündete der Parteioberen. Warum kamen die Verantwortlichen nicht zu ihnen, um zu diskutieren, fragte Anna Seghers laut Sonia Combe auf einer Tagung des Schriftstellerverbandes der DDR, unmittelbar nachdem das 11. Plenum des

Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands 1965 eine Reihe von Büchern und Filmen verboten hatte.⁶ Sie konnte nicht erkennen, wo die Scheidelinie zwischen Emanzipation und Repression verlief. 1968 verweigerte sie ihren von den «Normalisierern» in Prag nach dem Einmarsch verfolgten Freunden die geringe Hilfe, die sie hätte leisten können.

⁶ Combe, Sonia: *Loyal um jeden Preis. «Linientreue Dissidenten» im Sozialismus.* Übers. u. mit einem Nachwort von Dorothee Röseberg, Berlin 2022, S. 126. Siehe auch den Beitrag von Therese Hörnigk in diesem Band.



10. November 1988, Berlin: Für die in der Reichspogromnacht geschändete und im Zweiten Weltkrieg zerstörte Neue Synagoge Berlin wird in Anwesenheit von Persönlichkeiten des In- und Auslandes symbolisch der Grundstein für den Wiederaufbau gelegt. V. l. n. r. Peter Kirchner (Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde Berlin, DDR), Manfred Gerlach, Heinrich Homann, Erhard Krack (Redner, Mitglied des Ministerrates, Oberbürgermeister von Berlin, DDR), Gezane Seifert (Ungarn), Erich Honecker, Siegmund Rotstein (Präsident des Verbandes der Jüdischen Gemeinden, DDR), Günter Mittag (Stellvertretender Staatsratsvorsitzender) und Werner Jarowinsky.

Ein Jahrzehnt später, nach erneuten Schikanen gegen Robert Havemann und Stefan Heym, der Ausbürgerung Wolf Biermanns und der Verhaftung Rudolf Bahros waren es einige der besten intellektuellen Schüler der antifaschistischen Intellektuellen, die den Bruch mit der DDR, nicht immer aber mit der Idee des Sozialismus vollzogen und in den Westen gingen wie Jurek Becker. Die Auseinandersetzungen um Gehen oder Bleiben, Unterstützung oder Ablehnung der repressiven Maßnahmen schuf Gräben, die nicht mehr überbrückt werden

konnten. Wer von der DDR-Gründergeneration noch aktiv war, zog das Schweigen vor.

Viele dieser jüdischen Intellektuellen lebten in Berlin oder Leipzig in einem kleinen familiären und kulturellen Teilmilieu. Sie wurden von der Bevölkerung teilweise als fremd wahrgenommen, vom Parteiapparat beargwöhnt, doch in Kultur, Wissenschaft und Justiz benötigt: Die Führung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) konnte auf das kulturelle Kapital dieser jüdischen Bildungsbürger nicht verzichten. Ihre Handlungsspielräume bemaßten sich dabei stets an den Vorgaben der «Partei neuen Typus», in deren Ideologie der Westen und insbesondere die USA als imperialistisches Lager – und lange als nichts sonst – fungierten. Diesen Vorgaben dienten einige jüdische Intellektuelle willig, andere taten dies zögernd oder nicht, einige stießen an enge Grenzen, genannt sei die «Antiformalismus»-Kampagne. Diese staatlich initiierte Kampagne hatte eine klare Abgrenzung der (im Selbstverständnis) sozialistischen Kunst der DDR von als dekadent verschriener westlicher Experimentalkunst zum Inhalt. Manche entzogen sich geschickt und arbeiteten als «reine» Wissenschaftler. Doch auch dort, wo sie sich in die Front des Kalten Krieges eingliederten und den «amerikanischen Imperialismus» pflichtgemäß verdammt, vermutete der Parteiapparat nicht zu Unrecht eine Wissens- und Erfahrungsebene, die mit den verordneten Propagandabildern nie ganz, oder doch nur in Ausnahmen, in Übereinstimmung zu bringen war. Die kulturell-künstlerischen und auch die akademischen jüdischen Intellektuellen aber

wurden stets als politisch unsichere Kantonnisten wahrgenommen, ob sie dies wollten oder nicht.

POLITISCHE ZÄSUREN

Die Aufstiegs- und damit guten Integrationsmöglichkeiten jüdischer Intellektueller wurden durch die Periode des stalinistischen Antisemitismus Ende der 1940er- und Anfang der 1950er-Jahre zeitweise gestoppt. Die antisemitische Kampagne, die in der Sowjetunion seit 1948 lief, wurde sehr rasch auf Ostdeutschland – wenngleich in deutlich abgeschwächter Form – ausgedehnt. Der bislang postulierte Zusammenhang von demokratischer Wiedergeburt und entschiedener Bekämpfung des Antisemitismus geriet bald aus dem parteioffiziellen Blickfeld, obwohl gegen antisemitische Tendenzen in der Bevölkerung vorgegangen wurde. Bereits im November 1949 wurde mit Überprüfungen aller Verantwortungsträger auf Länderebene durch die Zentrale Parteikontrollkommission begonnen, die das politische Verhalten in der sogenannten Westemigration betrafen. Erstmals wurden Parteimitglieder jüdischer Herkunft teilweise als gesondert zu überprüfende Gruppe ausgewiesen.

Doch wurden diese Hinweise für die Betroffenen erst in der zweiten Überprüfungswelle, die die Merkmale einer «Säuberungsaktion» annahm, zur Gefahr. Im Zusammenhang mit dem antisemitischen Slánský-Prozess in Prag ergriff die SED-Führung auch Maßnahmen gegen Juden. Bis zum Mai 1953 wurden jene SED-Mitglieder, die entweder in west-

licher Emigration oder in jugoslawischer Kriegsgefangenschaft gewesen oder jüdischer Herkunft waren, auf eine mögliche, oft nur unterstellte Illoyalität gegenüber der «Linie» der Parteiführung überprüft, wobei die Intensität der Überprüfung sehr unterschiedlich war. Doch zogen insbesondere Mitglieder der jüdischen Gemeinden, von denen einige zugleich der SED angehörten, eine besorgniserregende Verbindung zwischen den Repressalien in Moskau und Prag, den Geschehnissen in der DDR und den antisemitischen Verfolgungen während des Nationalsozialismus. Bis Ende März 1953 flüchteten etwa 550 Juden, größtenteils Gemeindemitglieder, aus der DDR in den Westen, darunter wichtige Repräsentanten jüdischen Lebens. Sie berichteten von Hausdurchsuchungen und beruflicher Zurücksetzung. Die Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN), in der zahlreiche Juden organisiert waren, wurde aufgelöst.

Wie in der Sowjetunion der 1920er-Jahre diente eine Kampagne mit antisemitischen Untertönen auch in der DDR als Mittel innerparteilicher Fraktionskämpfe. Opfer dieser Kampagne wurden das (nichtjüdische) Politbüromitglied Paul Merker und seine jüdischen wie nichtjüdischen Freunde. In einem Beschluss vom 20. Dezember 1952 zog das Zentralkomitee der SED die «Lehren aus dem Prozess gegen das Verschwörerzentrum Slánský». Dieses Dokument ordnete sich in die Bemühungen der osteuropäischen kommunistischen Parteien ein, durch die «Entlarvung» angeblich parteifeindlicher Kräfte Beweise für die eigene Unterwerfung unter Stalins Repressionsapparat zu liefern. Die Kampa-

gne gegen «Kosmopolitismus» und «Zionismus» bildete dabei eine wichtige, aber nicht die alleinige Dimension. Mit dieser Kampagne sollten die jüdischen Parteimitglieder mitsamt ihrer internationalistischen Tradition getroffen und möglichst aus dem Parteileben ausgeschlossen oder zumindest von wichtigen Positionen verdrängt werden. Jüdische Kandidaten, die zuerst ins Fadenkreuz geraten waren, wie Alexander Abusch oder Gerhart Eisler, kamen jedoch nicht für einen Schauprozess infrage. Einige Parteifunktionäre jüdischer Herkunft wurden aus staatlichen und Parteiämtern entfernt, doch wusste die DDR, sie konnte vor dem Hintergrund der jüngsten faschistischen Vergangenheit, doch auch angesichts offener Grenzen keinen Schauprozess mit jüdischen Angeklagten inszenieren. So wurde der Nichtjude und «Prozionist» Paul Merker, der sich besonders engagiert für eine «Wiedergutmachung» der deutschen Verbrechen an den Juden eingesetzt hatte, im Dezember 1952 zum Opferlamm. Merkers Forderung nach Entschädigung für im Ausland lebende Juden wurde parteioffiziell mit dem Nazi-Terminus der «Verschiebung von deutschem

Volksvermögen» gebrandmarkt. Auch Stalins Tod am 5. März 1953 verhinderte nicht Merkers Verurteilung und Inhaftierung – nunmehr in einem Geheimprozess. 1956 wurde er aus der Haft entlassen, doch nur halbherzig rehabilitiert. Eine geschätzte Zahl von 400 Juden verließ das Land. Sechs von sieben jüdischen Gemeindevorstehern, darunter auch der Kommunist Julius Meyer, hatten bis 1953 der DDR den Rücken gekehrt.

All dies blieb bis zum Ende der DDR ein Tabu, was die Aufarbeitung der eigenen Geschichte nachhaltig und negativ beeinflusste. Es war nicht das einzige Problem der DDR im Umgang mit jüdischem Leben. Friedhofsschändungen und Beschimpfungen jüdischer Bürger hatten nach offizieller Lesart ihre Wurzeln nur in der Vergangenheit oder beim «Klassengegner» im Westen – nicht in den Verhältnissen in der DDR. Diese Meinung vertraten auch die Politbüromitglieder jüdischer Herkunft: Albert Norden und Hermann Axen. Rudolf Herrnstadt, zunächst ebenfalls Politbüromitglied, verlor nach dem 17. Juni 1953 alle Positionen und jeden Einfluss.

**INSGESAMT ABER BLIEBEN,
VON OFFIZIELLEN ANLÄSSEN WIE
DEN GEDENKVERANSTALTUNGEN
ZUM 9. NOVEMBER ABGESEHEN,
DIE JÜDISCHEN DDR-BÜRGER
ALS JUDEN FAST UNSICHTBAR.**

Auch das Verhältnis zwischen Israel und der DDR blieb bis 1989/90 ein Nichtverhältnis. Daran änderte die Tatsache nichts, dass 1955 in Moskau inoffiziell Sondierungen zwischen der DDR und Israel bezüglich der Reparationsfrage stattfanden, die ergebnislos blieben. Erst in den letzten Jahren ihrer staatlichen Existenz suchte die DDR, nicht zuletzt um in den USA zu «punkten», eine vorsichtige Annäherung an Israel.⁷ In der DDR-Gesellschaft erwachte in diesen Jahren ein neues Interesse an jüdischer Existenz und jüdischer Kultur. In den Kirchen, teils auch in den Medien und der Wissenschaft, entstand ein differenzierender Diskurs, der sich von der offiziellen DDR-Position unterschied.

Die große Mehrheit der jüdischen DDR-Intellektuellen, die einen Teil ihrer politischen und Funktionselite bildeten, unterstützte die offizielle Politik, übte bestenfalls im kleinen Kreis vorsichtige Kritik. Doch rückte zum Beispiel Stephan Hermlin zunehmend vom offiziellen Kurs ab. Einige wenige, keinesfalls alle der angesprochenen Juden stellten sich im Juni 1967 kritiklos hinter die DDR-Regierung, die Israel als alleinigen Verursacher der damaligen Krisen- und Kriegssituation namhaft machte. In den jüdischen Gemeinden, deren Mitglieder zumeist mittlere Angestellte waren, gab es regelmäßig Widerspruch, wenn der Begleitton der DDR-Medien zu Israel im Nahostkonflikt allzu einseitig ausfiel und sich antisemitische Untertöne daruntermischten. Insgesamt aber blieben, von offiziellen Anlässen wie den Gedenkveranstaltungen zum 9. November abgesehen, die jüdischen DDR-Bürger *als Juden* fast unsichtbar. Dies war aber auch dem

Wunsch vieler Juden (auch «gemischter» Herkunft) geschuldet, angesichts der wenige Jahrzehnte zurückliegenden Verfolgung nicht erneut zu ungeliebten, sichtbaren Außenseitern zu werden.

EIN WIDERSPRÜCHLICHES ERBE

Nach dem Ende der antisemitischen Kampagne 1953 verstärkte sich allmählich die literarische, künstlerische und durch die Massenmedien vermittelte Auseinandersetzung mit der nazistischen Vergangenheit, was besonders in wichtigen belletristischen Werken zum Ausdruck kam. Einige jüdische Autoren, auch solche des Auslandes, wurden in teilweise hohen Auflagen publiziert. Die Debatte um Werk und Wirkung Franz Kafkas Mitte der 1960er-Jahre blieb von antisemitischen Tönen frei. Seit Beginn der 1960er-Jahre kamen erste zeitgeschichtliche Darstellungen zu jüdischen Themen von DDR-Historikern heraus, wengleich die Vernichtung der Juden, außer in den Arbeiten von Kurt Pätzold und dem Außenseiter Helmut Eschwege, kein zentraler Gegenstand der historischen Forschung wurde. Keine der DDR-Untersuchungen über den Kampf der deutschen Arbeiterbewegung gegen den Antisemitismus war frei von der Sichtweise der SED auf die Geschichte des Sozialismus, Kommunismus und des antifaschistischen Widerstandes. Dieser Widerstand fand in der DDR breite Würdigung, doch wurde seine spezifisch jüdische Komponente eher vernachlässigt. Die im Westen ab Mitte der

⁷ Siehe hierzu die genannten Titel von Jeffrey Herf, Lutz Maeke und Angelika Timm in den Literaturempfehlungen.

1950er-Jahre erscheinenden Bücher deutscher Exilanten, darunter vieler unorthodoxer Marxisten, zum Thema Antisemitismus blieben in der DDR verboten. Sie wurden auch kaum in der DDR-Wissenschaft ernsthaft rezipiert, was sich auf das Niveau der Publikationen, auch solchen von jüdischen Autoren, negativ auswirkte.

Obwohl viele der wesentlichen Fakten, die hier nur summarisch genannt werden können, durch intensive Forschung inzwischen bekannt und gesichert sind, wird das Thema «Die DDR und die Juden» so wenig wie andere Kapitel der DDR-Geschichte kaum zu einem schnellen Abschluss kommen. Künftige Generationen entwickeln neue Sichtweisen und rücken historische Ereignisse in neue Perspektiven, darunter die Leistungen und Fehlleistungen der DDR-Politik in Bezug auf die Juden, jüdi-

sche Existenz in Ostdeutschland, die Rolle jüdischer Intellektueller und das (Nicht-)Verhältnis der DDR zum Staat Israel.

ZUM WEITERLESEN

Combe, Sonia: Loyal um jeden Preis. «Linientreue Dissidenten» im Sozialismus. Übers. u. mit einem Nachwort von Dorothee Röseberg, Berlin 2022.

Herf, Jeffrey: Unerklärte Kriege gegen Israel. Die DDR und die westdeutsche radikale Linke 1967–1989, Göttingen 2019.

Herzberg, Wolfgang: Jüdisch & Links. Erinnerungen 1921–2021. Zum Kulturerbe der DDR, Berlin 2022.

Maeke, Lutz: DDR und PLO. Die Palästina-Politik des SED-Staates, Berlin 2017.

Timm, Angelika: Hammer, Zirkel, Davidstern. Das gestörte Verhältnis der DDR zu Zionismus und Staat Israel, Bonn 1997.

Leo, Annette/Reif-Spirek, Peter (Hrsg.): Helden, Täter und Verräter. Studien zum DDR-Antifaschismus, Berlin 1999.



Blick in den Innenraum der neu erbauten Synagoge in Erfurt 1952. Sie wurde an derselben Stelle errichtet, an der in der Pogromnacht des 9. November 1938 die alte Synagoge zerstört worden war. Ihr Wiederaufbau wurde von der Regierung der DDR unterstützt. Ihre Einweihung fand am 31. August 1952 statt.



Riccardo Altieri

DIE «HEXE» DER SAP

DAS LEBEN DER HERTHA GORDON-WALCHER (1894–1990)

Seit der Publikation «Bittere Brunnen» von Regina Scheer über das Leben Hertha Gordon-Walchers bleibt eigentlich kaum noch eine Frage zur Biografie dieser jüdischen Sozialistin unbeantwortet. Gewiss, mit mehr als 700 Seiten ist dieses Buch umfangreich und die Lektüre nichts für Nebenbei, deshalb ist es legitim, die bisher zu wenig beachtete Antifaschistin des 20. Jahrhunderts auch in diesem Band kompakt vorzustellen – nicht zuletzt, weil sie eine derjenigen ist, die sich nach dem Exil in den USA für die Rückkehr in «das andere Deutschland» entschieden hatte.

Am 9. August 1894 erblickte Hertha Gordon in Königsberg in Preußen das Licht der Welt. Dem Sozialismus wandte sich die junge Frau, die in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen war, etwa ab 1910 zu. Damals lebte sie in London, um mit Unterstützung einer Wohltätigkeitsorganisation Stenotypistin zu werden. Mehr als vier Jahre Volksschule waren ihr aufgrund der heimischen ökonomischen Verhältnisse nicht vergönnt gewesen. Doch Gordon-Walcher stand eine ungeahnte Zukunft bevor: Als Sekretärin von Clara Zetkin wurde sie mit illegalen Transporten von Berlin nach Moskau betraut und begleitete sie auf unzähligen Reisen, in Russland kam sie – wie ihre Freundin Rosi Wolfstein – mit Lenin in

Kontakt und arbeitete während ihrer aktiven Zeit in der Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP) mit dem jungen und damals noch völlig unbekanntem Willy Brandt zusammen. Mit Bertolt Brecht verband sie eine jahrzehntelange Freundschaft. Sie galt als Expertin für die Herstellung von Geheimtinte, reiste klandestin durch Europa und verwahrte vertrauliche Dokumente. Ihr Wissen gab sie später weiter, zum Beispiel an Willy Brandt, aber ihre Geheimnisse behielt sie bis zuletzt für sich. Mitzuschreiben, wenn sie von etwas erzählte, gar ein Tonbandgerät einzuschalten, war ihr, so berichtet es Regina Scheer, gar nicht recht.

Wie so viele der undogmatischen Marxist*innen der Zeit rund um den Ersten Weltkrieg geriet sie in den Bann Rosa Luxemburgs und wurde schnell zu deren Vertrauter. Wie Sabine Kebir zurecht im *Freitag* schrieb, ist das Leben Gordon-Walchers emblematisch für das 20. Jahrhundert. Es weist große Parallelen zu den Lebenswegen anderer Frauen auf, die es selten bis ins Rampenlicht der Historiografie geschafft haben. Zu diesen Parallelen zählen unter anderem der Eintritt in die SPD (in Gordon-Walchers Fall 1915) sowie der Übergang zu einer linken Strömung im Zuge der «Burgfriedenspolitik» (USPD 1917). Auch ihre Lagerhaft in Holzminden

im Januar 1918 ist mit der Inhaftierung der Januarstreikenden vergleichbar, beispielsweise Sarah Sonja Lerchs in Bayern.

AUF TUCHFÜHLUNG MIT DEM KOMMUNISMUS

Nach ihrer Inhaftierung gelangte Hertha Gordon-Walcher im Zuge eines Gefangenenaustausches nach Moskau, wo sie nicht nur als Sekretärin für Karl Radek arbeitete, sondern auch zum ersten Mal heiratete. Doch die Ehe mit Hermann Osterloh diente einzig dem Zweck, ihr eine Staatsangehörigkeit zu verschaffen. Bald lernte sie über die Arbeit als Sekretärin von Clara Zetkin, die von 1920 bis 1925 andauerte, Jacob Walcher kennen, wurde zu seiner Mitarbeiterin und näherte sich ihm an – menschlich und politisch. Rund fünf Jahrzehnte blieben die beiden ein Paar, bis Jacob 1970 in Ost-Berlin starb. Sie hatten 1941 in New York geheiratet.

Als in der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) Ruth Fischer das Lenkrad übernahm, folgte Hertha Walcher ihrem Partner und späteren Ehemann in die parteiinterne Randständigkeit. Doch als Fischer zugunsten Ernst Thälmanns abgesetzt wurde, damit sich die KPD vollends dem Diktum Stalins unterwerfen konnte, stand 1928 endgültig der Parteiaustritt an. Auch den brutalen Stalin hatte Hertha Gordon-Walcher einmal kennengelernt, damals, als sie für Clara Zetkin gearbeitet hatte. Sie trat mit einigen Freund*innen in eine Partei ein, die sich KPO, also Kommunistische Partei (Opposition) nannte. Doch so sehr Freund*innen wie die Geschwister

August und Bertha Thalheimer das Verbindende mit Moskau hervorheben wollten, so sehr war es für Hertha Gordon-Walcher und all die anderen in dieser Zeit genau das Problem, dass viele Genoss*innen sich von Moskau eben nicht emanzipieren wollten.

Von den Hardlinern in der KPD verächtlich als KP-Null bezeichnet, gingen Hertha Gordon-Walcher und ihr Gleichgesinnte kurz vor der Machtübernahme der Nazis mit einer Linksabspaltung der SPD zusammen. Der gemeinsame Name war fortan Sozialistische Arbeiterpartei (SAP) und für alle stand fest: Diese Partei kämpft für die Umsetzung des Kommunismus in seiner Idealform. Wahlergebnisse von 0,2 oder gar 0,1 Prozent sagten jedoch knallhart aus, dass niemand diesen Weg mitgehen würde.

IM EXIL IN FRANKREICH UND DEN USA

Der Weg von Hertha Gordon-Walcher und Jacob Walcher führte während des Nationalsozialismus unweigerlich ins Exil. In Paris wollte das Paar die Auslandszentrale der SAP aufbauen. Das gelang mehr oder weniger. 1936 unterzeichneten Mitglieder der SAP den «Aufruf an das deutsche Volk», der Hitler den Kampf ansagte. Während «J[im] Schwab», also Jacob Walcher, ebenso wie «K. Franz» für Paul Frölich und «M. Koch» für Rosi Wolfstein das Dokument unterschrieben hatten, war der Name «Hexe» nirgends zu finden. Das war Hertha Gordon-Walchers Deckname in dieser Zeit. So sollten die Nazi-Spitzel die Mitglieder der SAP nicht identifizieren kön-

Hertha Gordon-Walcher, damals noch Hertha Osterloh
(vorne 3. v. l.), und Clara Zetkin (2. v. l.)
beim III. Weltkongress der Kommunistischen
Internationale in Moskau 1921



**IHR VATER RIET
SEINEN TÖCHTERN:
«SAY A MENTSCH!»**

nen, wenn eine Adresse aufflog. Dauerhaft behielt Gordon-Walchers Freund Herbert Frahm seinen SAP-Decknamen bei, selbst als westdeutscher Bundeskanzler: Willy Brandt.

Mithilfe der First Lady Eleanor Roosevelt erhielten Hertha Gordon-Walcher und ihr Ehemann Notvisa für die USA, als die Nazis auch in Vichy-Frankreich auf die Jagd nach ihren – größtenteils internierten – Feind*innen gingen. Und als sie schon 1945 nach Deutschland zurückkehrten, bald in die spätere DDR, sah sich das Ehepaar erneuter Ausgrenzung ausgesetzt: Wer in den Westen geflohen war, konnte nicht auf der Linie Moskaus sein.

IMMER AUCH JÜDIN GEBLIEBEN

Doch was verband nun die dynamische Kämpferin für linke Politik mit ihren Wurzeln in der jüdischen Gemeinde in Polangen, im heutigen Litauen, direkt an der Ostsee an der Grenze zu Lettland gelegen? Natürlich stellte sich 1945 die Frage, wie man als Jüdin ausgerechnet nach Deutschland zurückkehren könne. «Aber wo sollte sie hin?», fragt ihre Biografin. Als Regina Scheer sie nach dem Tod Jacob Walchers 1970 in ihrem Haus besuchte, fiel ihr zum ersten Mal auf, dass da ein zinnerner Teller mit Vertiefungen an der Wand hing: ein Sederteller. Und sie liebte zum Beispiel Matzen, die traditionellen Pessach-Brote, aber nicht aus religiösen Gründen, sondern weil sie sie an ihre Kindheit erinnerten. Wenn Hertha Gordon-Walcher sich im Fernsehen über etwas ereiferte, rief sie: «Jeder ejzl hat lib tzu hern, wi er alejn hirschet», also «Jeder

Esel hört sich selbst am liebsten schreien.» Das habe ihre Mutter schon immer gesagt. Und ihr Vater riet seinen Töchtern: «Say a mentsch!» Zu Herthas letzten Wünschen zählte, einmal den jüdischen Friedhof in Berlin Weißensee zu besuchen, der nicht weit von ihrem Haus entfernt lag. Aber das ging nicht mehr, ihr Gesundheitszustand verhinderte es.

Das eingangs erwähnte Werk «Bittere Brunnen» von Regina Scheer ist nicht nur deshalb eine Leseempfehlung, weil die Autorin dafür zahlreiche internationale Archive konsultiert hat, sondern insbesondere aufgrund ihrer engen Bekanntschaft zu «Tante Hertha», wie sie sie nannte, mit der sie über viele Jahre hinweg verbunden war, ehe Hertha Walcher kurz nach der Auflösung der DDR am 27. Dezember 1990 in Berlin verstarb. Eine sozialistische Gesellschaft galt ihr trotz aller realen Niederlagen und Grenzerfahrungen bis zuletzt als die beste Art des menschlichen Zusammenlebens. Bei ihrer Beerdigung im Februar 1991 waren nicht mehr viele Freunde zugegen, die meisten waren schon tot. Unter den Lebenden fanden sich Theo Pinkus, Gründer der Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung aus Zürich,¹ der Brecht-Forscher Werner Mittenzwei, mit dem Hertha bis zuletzt in Kontakt stand, und auch Regina Scheer, die später ihre Biografin werden sollte. Hertha wurde wie Jacob Walcher auf dem «Sozialistenfriedhof» in Berlin-Friedrichsfelde beige-
gesetzt.

¹ Siehe den Betrag zu Theo Pinkus von Uwe Sonnenberg in diesem Band.

ZUM WEITERLESEN

Scheer, Regina: Bittere Brunnen. Hertha Gordon-Walcher und der Traum von der Revolution, München 2023.





Uwe Sonnenberg

NICHT NUR ANWALT DES EXILS

LEO ZUCKERMANN (1908–1985)

An Leo Zuckermann wurde zuletzt mehrfach erinnert. Im Zentrum der Publikationen standen zumeist jene fünf Jahre, die er ab 1947 zunächst in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) und dann in der frühen DDR verbrachte. Ein Land, das er aufzubauen half, bevor er sich Ende 1952 gezwungen sah, überstürzt zu fliehen. Es gab ausreichend Gründe für ihn zu befürchten, als Nächster verhaftet und womöglich in einem politischen Schauprozess vorgeführt zu werden. Ein schmerzvoller Verrat seiner vermeintlichen Genossinnen und Genossen, den er zeitlebens zu verarbeiten suchte. Zuckermann ging zurück nach Mexiko, wo er einen Verlag gründete und als Dozent an der Escuela Nacional de Antropología e Historia tätig wurde. Als er 1941 das erste Mal nach Mexiko kam, gehörte Zuckermann noch zu den unzähligen Flüchtlingen, die der Faschismus erst quer über den europäischen Kontinent und dann auch über den Ozean getrieben hatte.

Geboren wurde Leo Zuckermann 1908 in Lublin, im damaligen «Kongresspolen». Während eines Besuchs bei Verwandten, wie er später einmal bemerkte – weswegen am Anfang seines Lebens zunächst ein russisch-polnischer Geburtsschein stand. Seine Eltern waren 1905 den Pogromen aus Russland entkommen und hatten sich

in Elberfeld (heute ein Teil von Wuppertal) niedergelassen. Dort besuchte Zuckermann die Schule, erlebte die Novemberrevolution von 1918/19 als einen großen Aufbruch, zugleich aber einen sowohl versteckten als auch offenen Antisemitismus, der ihn frühzeitig sensibilisierte. Obwohl er die entsprechenden Leistungen erbracht hatte, verhinderte das Lehrer*innenkollegium – so eine weitere Erinnerung Zuckermanns –, dass er als Jude mit seinem Abiturzeugnis Jahrgangsbester wurde. Sein Studium der Rechtswissenschaften absolvierte er in Bonn, Berlin und erneut in Bonn, wo er 1932 promoviert wurde. Von der Sozialistischen Arbeiterjugend und dem

**MERKER UND ZUCKERMANN
GINGEN VON EINEM KLAREN
UNTERSCHIED ZWISCHEN
POLITISCH UND «RASSISCH»
VERFOLGTEN, WIE ES
JÜDINNEN UND JUDEN IM
DEUTSCHEN FASCHISMUS
WAREN, AUS.**

Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold kommend, wechselte er zur Kommunistischen Studentenfraktion (Kostufra) und trat 1928 in die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) ein.¹ Schon in jungen Jahren las sich Leo Zuckermann mit Leidenschaft durch die örtliche Bibliothek, wobei sein Interesse vor allem der historischen und sozialistischen Literatur galt. Sein Elternhaus unterstützte die Bildungsanstrengungen, von der dort gelebten jüdischen Kultur aber entfernte sich Leo Zuckermann nach seiner Bar Mitzwa. 1933 konnte er Deutschland noch rechtzeitig in Richtung Paris verlassen. Zahlreiche Verwandte, auch die Mutter und der Vater Zuckermanns, wurden in der Shoah ermordet.

FRANKREICH

Von Frankreich aus organisierte Zuckermann 1933 das internationale Verteidigerkomitee für die im Leipziger Reichstagsbrandprozess Angeklagten. In diesem Zusammenhang lernte er auch seine spätere Frau Lydia Staloff (1910–1982) kennen, eine Französin russisch-jüdischer Herkunft, die – qualifiziert durch ihre Mehrsprachigkeit und besser geschützt durch ihre französische Staatsangehörigkeit – im Prozess als Sekretärin und Dolmetscherin für das Komitee fungierte. Zuckermann übernahm in der Folge des Prozesses auch die juristische Begleitung der internationalen Freilassungskampagne für Ernst Thälmann. Im Weltkomitee gegen Krieg und Faschismus leitete er die spanische Sektion und war für die lateinamerikanischen Länder zuständig.

Ab 1936 kümmerte sich Zuckermann im Auftrag der Internationalen Roten Hilfe um die Flüchtlingsarbeit. Er leitete in Paris ein Asylrechtsbüro, nahm an der internationalen Flüchtlingskonferenz in Évian 1938 teil² und gehörte dem Beirat beim Hohen Kommissar des Völkerbunds für Flüchtlingsfragen an. Zu dieser Zeit trat er unter dem Namen Leo Lambert auf, unter diesem Tarnnamen war er für regelmäßige Konsultationen über Flüchtlingsfragen auch beim französischen Innenministerium registriert. Nachdem die deutsche Wehrmacht Frankreich im Mai 1940 überfallen hatte, kümmerte sich Zuckermann – nun im Auftrag der KPD – von Marseille aus um Unterstützung, Papiere und eine sichere Passage für die (zumeist noch internierten) Flüchtlinge auf den amerikanischen Kontinent,³ bevor er und seine Familie im November 1941 schließlich selbst einen Dampfer nach Mexiko betreten konnten.

MEXIKO

Dort wurde er Partner einer Anwaltskanzlei zusammen mit Carmen Otero y Gama, der Schwägerin des Vorsitzenden des mexikanischen Gewerkschaftsverbandes (CTM). Erneut standen Rechtsangelegenheiten vor allem für Flüchtlinge im Mittelpunkt.

1 Zur Kostufra vgl. auch Keller, Marion: Gegen Faschismus und Hochschulreaktion. Juden und Jüdinnen in linken Hochschulgruppen am Ende der Weimarer Republik, in: Altieri, Riccardo/Hüttner, Bernd/Weis, Florian (Hrsg.): Die Arbeiter*innenbewegung als Emanzipationsraum. Jüdinnen und Juden in der internationalen Linken, Bd. 3, Berlin 2023, S. 59–67, unter: www.rosalux.de/news/id/50775. 2 Vgl. Geschlossene Grenzen. Konferenz von Évian – Online-Ausstellung, unter: <https://evian1938.de>. 3 Zusammen mit Lex Ende (1899–1951) und in vertrauenswürdigere Zusammenarbeit unter anderem auch mit dem mexikanischen Konsul Gilberto Bosques (1892–1995).



Leo Zuckermann als Staatssekretär,
Ost-Berlin 1950

Aber Zuckermann war nicht nur Anwalt des Exils, sein Engagement galt gleichermaßen den kommunistischen Einrichtungen und antifaschistischen Netzwerken der deutschsprachigen Emigrant*innen. Allen voran in Ausschüssen der Bewegung Freies Deutschland, aber ebenso als Mitglied im Heinrich-Heine-Klub, für den 1942 gegründeten Verlag El Libro Libre oder die Exilzeitung *Demokratische Post*, für deren Verlag er einer der beiden eingetragenen Gesellschafter war. Für die Asamblea Contra El Terror Nazi-Fascista fungierte er als Sekretär.

Dabei spielte für Zuckermann die «jüdische Frage» weiterhin eine herausgehobene Rolle. Er gehörte der Menorah an, einem Zusammenschluss deutschsprachiger Jüdinnen und Juden in Mexiko – aus Solidarität, aber auch, wie er betonte, um sie für die Bewegung Freies Deutschland zu gewinnen. Zusammen insbesondere mit Paul Merker (1894–1969) – in Mexiko Leiter der kommunistischen Emigrant*innengruppe und zu dieser Zeit einziges Politbüromitglied der KPD im westlichen Exil – appellierten sie an die moralische Verpflichtung der Deutschen und entwickelten Positionen, die von einem klaren Unterschied ausgingen zwischen politisch und «rassisch» Verfolgten, wie es Jüdinnen und Juden im deutschen Faschismus waren. In Artikeln und Vorträgen beschäftigten sich Zuckermann und Merker mit dem von Nazis geraubten jüdischen Eigentum und erklärten bereits in Mexiko, dass «eine kommende deutsche Republik» diesbezüglich nicht feilschen dürfe, sondern «das Prinzip der weitgehendsten Entschädigung und Hilfe anerkennen» müsse.⁴

SBZ/DDR

Ein solches Verständnis aber sollte in der SBZ auf starke Widerstände stoßen. Nachdem Leo Zuckermann nach Deutschland zurückgekommen war, scheiterten er und die Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN) 1948 daran, ein entsprechendes Restitutionsgesetz zu erwirken.⁵ Und dieses Engagement hing ihm auch nach, als die spätstalinistische, mit deutlich antisemitischen Zügen gezeichnete Verfolgungswelle Ende der 1940er-Jahre über Osteuropa schwappte und auch ihn zu erfassen begann.⁶ 1951 verlangte der sowjetische Geheimdienst KGB von seinen Kolleg*innen im Ministerium für Staatssicherheit der DDR, auch gegen Zuckermann aktiv zu werden. Seit 1947 hatte er als Jurist einen steilen Aufstieg zunächst im Partei- und dann ab 1949 im neuen Staatsapparat erlebt. Er gilt als einer der «Väter» der Verfassung der DDR, saß in der Volkskammer; vier Tage nach Gründung der DDR bestätigte ihn das Politbüro der Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED) als Leiter der Präsidialkanzlei beim neuen Präsidenten der Republik Wilhelm Pieck. Zuckermann war damit in den Rang eines Staatssekretärs erhoben, Walter Ulbricht – der damals schon «starke Mann» in der SED – hatte ihn unter seine Fittiche

⁴ Zuckermann über ein Referat, das Paul Merker während einer Sitzung der Bewegung Freies Deutschland in Mexiko gehalten hatte, vgl. Zuckermann, Leo: Die Freien Deutschen und der Zionismus, in: *Demokratische Post*, 31.12.1944, S. 1. ⁵ Vgl. Zuckermann, Leo: Restitution und Wiedergutmachung, in: *Weltbühne* 17/1948, S. 430–432. ⁶ Hodos, Georg Hermann: *Schauprozesse. Stalinistische Säuberungen in Osteuropa 1948–54*, Berlin 1990. Zur Auseinandersetzung mit dem stalinistischen Antisemitismus vgl. auch Mario Keßler: *Sozialisten gegen Antisemitismus. Zur Judenfeindschaft und ihrer Bekämpfung (1844–1939)*, Hamburg 2022. Siehe auch den Beitrag «Jüdische Intellektuelle in der DDR» von Mario Keßler im vorliegenden Band.

genommen. Ulbricht hielt auch noch seine schützende Hand über Zuckermann, als dieser – bereits unter Druck geraten – nur ein Jahr später bereits demissionierte.⁷ Viele andere «Westemigranten»,⁸ darunter nicht wenige von Zuckermanns engen Gefährten auf den Routen des Exils durch Frankreich, Spanien, Portugal und Mexiko, waren bereits der Verfolgung ausgesetzt, aus verantwortlicher Position entfernt oder hatten sich – wie zum Beispiel der jüdische Journalist und frühere Leiter des Heinrich-Heine-Klubs Rudolf Feistmann (1908–1950) – das Leben genommen. Zuckermann aber konnte weiterhin Aufträge für das Politbüro erledigen und seine Privilegien auch in der zweiten Reihe behalten.

Er strebte die Fortführung einer akademischen Laufbahn an. Bereits 1948 hielt Zuckermann an der Humboldt-Universität Vorlesungen zur Geschichte der lateinamerikanischen Länder, 1951 wurde er Professor mit ordentlichem Lehrauftrag für Völkerrecht an der Deutschen Verwaltungsakademie in Forst (Lausitz), im November 1952 folgte die Berufung zum Direktor des Deutschen Instituts für Rechtswissenschaften in Potsdam-Babelsberg. Doch spätestens mit der Verkündung des Urteils im «Slánský-Prozess» gegen 14 Mitglieder der tschechoslowakischen KP im selben Monat musste ihm klar geworden sein, dass man es nun auch auf ihn abgesehen haben könnte. Elf der in Prag Angeklagten waren Juden. Drei Haftstrafen und elf Todesurteile wurden verhängt. Darunter für Otto Katz alias André Simone (1895–1952), einen engen Weggefährten Zuckermanns im französischen und mexikanischen Exil. Die SED zog umgehend

«Lehren» aus dem Urteil.⁹ Paul Merker wurde verhaftet und Leo Zuckermann floh noch im Dezember 1952 nach West-Berlin. Dieses Mal wanderte er endgültig aus. Als er 1985 in Mexiko-City starb, hatte er dort die längste Zeit seines Lebens verbracht.

ZUM WEITERLESEN

Graf, Philipp: Zweierlei Zugehörigkeit. Der jüdische Kommunist Leo Zuckermann und der Holocaust. Mit einem Vorwort von Yfaat Weiss, Göttingen 2024.

Kießling, Wolfgang: Absturz in den kalten Krieg. Rudolf und Leo Zuckermanns Leben zwischen nazistischer Verfolgung, Emigration und stalinistischer Maßregelung, Berlin 1999.

Schrader, Ulrike (Hrsg.): Leo Zuckermann, in: dies.: Antworten aus der Emigration. Briefe und andere Quellen jüdischer Flüchtlinge aus Wuppertal in der Sammlung Ulrich Föhse, Begegnungsstätte Alte Synagoge Wuppertal, Wuppertal 2018, S. 171–178.

7 Im Juli 1950 wurde Zuckermann das erste Mal zur Befragung von der Zentralen Parteikontrollkommission (ZPKK) vorgeladen – ein Termin, dem mehrere folgten. Vom Posten des Staatssekretärs wurde er offiziell erst im April 1951 enthoben. 8 Vgl. Keßler, Mario: Westemigranten. Deutsche Kommunisten zwischen USA-Exil und DDR, Zeithistorische Studien, Bd. 60, Köln 2019, v. a. S. 298 ff. 9 Lehren aus dem Prozeß gegen das Verschwörerzentrum Slansky (20. Dezember 1952), in: Dokumente der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Bd. 4, hrsg. vom Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Berlin 1954, S. 199–219.



Wolfgang Brauer

«... MIT DEN AUGEN DER WISSENDEN»

HELENE WEIGEL (1900–1971)

Helene Weigel gehört zu den großen Ausnahmeschauspieler*innen des Welttheaters des 20. Jahrhunderts. Geboren wurde sie als zweite Tochter von Siegfried Weigl und seiner Ehefrau Leopoldine, geborene Pollak, am 12. Mai 1900 in der Wiener Hessgasse 7e. Die Eltern waren jüdische Einwanderer*innen aus Mähren. Die Großeltern betrieben in Auspitz (Hustopeče) eine kleine Textilfabrik. Der Vater schaffte es bis zum Direktor einer Wiener Textilfirma. Aufgrund dieses Aufstiegs musste die Mutter ihr kleines Spielwarengeschäft aufgeben. Leopoldine Weigl starb 1927 an einer Hirnembolie. Auch die Schwester Stella wurde nicht alt, sie starb 1934 an Tuberkulose.

Prägend für Helene wurde ihre Schulzeit an der von Eugenie Schwarzwald (1872–1940) betriebenen Reformschule. Schwarzwald gehört zu den Modernisierer*innen des europäischen Schulwesens. Sie förderte nachdrücklich die Koedukation, beschäftigte an ihrer Schule die erste Garde der Wiener Moderne. Oskar Koschka arbeitete hier als Zeichenlehrer, Arnold Schönberg gab eine Zeit lang Kompositionsunterricht und Adolf Loos gab Architekturlehre. Nicht zuletzt war Eugenia

Schwarzwald eine bedeutende Frauenrechtlerin. Befreundet war sie mit der dänischen Schriftstellerin und Frauenrechtlerin Karin Michaëlis (1872–1950). Die verbrachte jedes Jahr längere Zeit bei Schwarzwald in Wien und erfuhr von ihr von einer völlig unbegabten, aber mit ihrer Gier zur Bühne absolut nervenden Schülerin namens Helene Weigel. Michaëlis war auch mit dem Direktor der Wiener Volksbühne, Arthur Rundt (1881–1939), befreundet und vermittelte im Dezember 1917 ein Vorsprechen. Statt der – offenbar von beiden begleitenden Frauen erwarteten, pädagogisch heilsamen – Katastrophe reagierte Rundt beinahe sprachlos. Karin Michaëlis, überwältigt von diesem Ausbruch schauspielerischen Ur-Talents, berichtete wenige Tage später über «Die Geburt des Genies» in der Weihnachtsausgabe der *Vossischen Zeitung*: «Der Direktor sagte – und seine Worte klangen beschämt: «Ihnen rate ich nicht ab, zur Bühne zu gehen.» Und er fügte hinzu: «Unterricht brauchen Sie nicht zu nehmen!»»¹

¹ Karin Michaëlis zit. n. Kebir, Sabine: Helene Weigel. Abstieg in den Ruhm. Eine Biographie, Berlin 2002, S. 17.

Helene Weigel 1967 als
«Mutter» in Bertolt Brechts
gleichnamigem Schauspiel
im Berliner Ensemble



Michaëlis wird für Helene Weigel und Bertolt Brecht (1898–1956) noch einmal im wahrsten Sinne des Wortes überlebenswichtig: Sie ermöglicht es den beiden, nach der Flucht aus Deutschland in Dänemark Fuß zu fassen. Vermittelt wird der Kontakt dann aber von der jüdischen Kommunistin Maria Lazar (1895–1948), einer Schwester der Kinderbuchautorin Auguste Lazar. Ein Aufenthalt auf Thurø rettet auch Eugenie Schwarzwald das Leben. Sie weilt in den Tagen des «Anschlusses» Österreichs bei der Freundin und geht von dort aus in das schweizerische Exil. Viele ihrer Schüler*innen und Kolleg*innen hingegen überlebten die Shoah nicht.

Bereits zwei Jahre nach dem Vorsprechen, im Mai 1919, unterschreibt Helene Weigel ihren ersten Theatervertrag in Frankfurt am Main und spielt im Neuen Theater die Marie in Georg Büchners «Woyzeck». Im Juni 1922 hält sie sich in Berlin auf und wird von Leopold Jessner am Staatlichen Schauspielhaus engagiert. Im selben Jahr noch probt sie unter Otto Falckenberg (1873–1947) am Deutschen Theater Bertolt Brechts «Trommeln in der Nacht». Den Dichter lernt sie im August 1923 über dessen Freund Arnolt Bronnen kennen. Zu diesem Zeitpunkt ist Brecht noch mit der Opernsängerin Marianne Zoff (1893–1984) verheiratet. Beider Tochter Hanne (Hiob) wird am 12. März 1923 geboren. Am 3. No-

vember 1924 kommt Stefan, der Sohn Brechts und Weigels, unehelich zur Welt. Die Mutter lässt Stefan unter dem Namen Weigel bei der Jüdischen Gemeinde registrieren. Allerdings erklärt sie am 26. April 1928 vor dem Amtsgericht Berlin für ihren Sohn und sich den Austritt aus der Jüdischen Gemeinde. Am 10. April 1929, Brecht ist seit November 1927 geschieden, heiraten Weigel und Brecht. Die Tochter Barbara wird am 28. Oktober 1930 geboren.

In den 1920er-Jahren spielt Weigel die verschiedensten Rollen, probiert sich aus, versucht auch im Film und im noch jungen Rundfunk einen Platz zu finden. Zu «der» Weigel wird sie allerdings durch Brecht: Im Dezember 1932 übernimmt sie die Rolle der Pelagea Wlassowa in «Die Mutter» nach Maxim Gorki. Geplant war das zumindest von Brechts Seite nicht. «Es stellte sich [...] erst bei den Proben heraus, daß ich mit der Rolle etwas anfangen konnte», erklärt sie fast 40 Jahre später ihrem Biografen Werner Hecht.² Die Besetzung war ein Wagnis. Sie war erst 32 Jahre alt und wechselte – mit durchschlagendem Erfolg – das «Fach»: «... vom Charakterfach

ins Mütterfach zu kommen, ist fast kein Weg im Theater», sagt sie rückblickend.³ Die Inszenierung wird ein Riesenerfolg. Es heißt, dass allein 15.000 Arbeiterfrauen in Berlin das Stück gesehen haben sollen. Die rechte Presse verrißt sie natürlich («allerrotestes Parteitheater») und der Kritikerpapst Alfred Kerr nennt das Drama «Idiotenstück» eines «primitiven Autors». Helene Weigel hingegen sei «einfach herrlich».⁴

Nur, am 30. Januar 1933 wird Hitler Reichskanzler. Mit Theater und dem Vortragen der von Hans Eisler kongenial vertonten «Wiegenlieder einer Arbeitermutter» ist dem nicht mehr beizukommen. Am 28. Februar 1933 flüchten Weigel und Brecht förmlich in letzter Minute nach Prag. Die Kinder werden ihnen auf abenteuerlichen Wegen nachgeschickt. Helene Weigel findet ein Unterkommen bei Karin Michaëlis in Dänemark, Brecht fährt derweil nach Paris, um mit Kurt Weill an dem Ballett «Die sieben Todsünden» zu arbeiten und die Tauglichkeit der Stadt als Exilort zu prüfen. Allerdings kaufen beide noch im August 1933 in Svendborg, Skovsbostrand 8, ein Fischerhaus. Hier bleiben sie bis April 1939. Dann beginnt die große Flucht Richtung Amerika – mit längeren Zwischenstationen in Schweden und Finnland.

In «Furcht und Elend des Dritten Reiches» findet sich mit der Szene «Die jüdische Frau» einer der wenigen Texte, in denen sich Brecht mit der jüdischen Problema-

2 Hecht, Werner: Helene Weigel. Eine große Frau des 20. Jahrhunderts, Frankfurt a. M. 2000, S. 65. 3 Ebd., S. 16. 4 Kebir: Helene Weigel, S. 85f.

**WEIGEL UND BRECHT
SCHÄTZTEN DIE LAGE IN
HITLERDEUTSCHLAND
UND DIE KPD-POLITIK
ANDERS EIN ALS DIE
STALINHÖRIGE
DEUTSCHE
PARTEIFÜHRUNG.**

tik unmittelbar auseinandersetzt. Irritiert hatte ihn schon 1933 das Verhalten seiner exilierten jüdischen Schriftstellerkollegen. Am 28. September 1933 schreibt er an Weigel aus Sanary-sur-Mer: «In Paris entsetzte mich Döblin, indem er einen Judenstaat proklamierte, mit eigener Scholle, von Wallstreet gekauft. In Sorge um ihre Söhne klammern sich jetzt alle (auch Zweig hier) an die Terrainspekulation Zion. So hat Hitler nicht nur die Deutschen, sondern auch die Juden faschisiert.»⁵ In «Die jüdische Frau» bereitet die Protagonistin Judith Keith, Ehefrau eines «arischen» Oberarztes, ihre Abreise nach Amsterdam vor. Sie will ihrem Mann den Posten retten und seine gesellschaftliche Ächtung beenden. Vereinfacht gesagt verkündet der Autor hier das komplette Scheitern der Assimilation: «Er» (Hitler) mache den jüdischen Deutschen, die sich zuvörderst als Deutsche verstünden – egal, ob gläubig oder nicht – klar, dass sie Juden seien. Bei der Uraufführung des Stücks in Paris am 21. Mai 1938, inszeniert von Slatan Dudow unter dem Titel «99%», übernimmt Helene Weigel die Partie der Judith Keith. Ihr großer Monolog wirkt wie die szenische Umsetzung des Brecht-Briefs vom 28. September 1933: «Vorige Woche hast du ganz objektiv gefunden, der Prozentsatz der jüdischen Wissenschaftler sei gar nicht so groß. Mit der Objektivität fängt es immer an, und warum sagst du mir jetzt fortwährend, ich sei nie so nationalistisch jüdisch gewesen wie jetzt? Natürlich bin ich das. Das steckt ja so an. Oh Fritz, was ist mit uns

⁵ Wizisla, Erdmut (Hrsg.): «ich lerne: gläser + tassen spülen». Bertolt Brecht. Helene Weigel. Briefe 1923–1956, Berlin 2012, S. 99.

geschehen! [...] Vor zehn Jahren, als jemand meinte, das sieht man nicht, daß ich eine Jüdin bin, sagtest du schnell: doch, das sieht man. Und das freut einen. Das war Klarheit.»⁶

Im Frühjahr 1935 ist Bertolt Brecht in Moskau. Er sucht nach Arbeits- und Publikationsmöglichkeiten. Und er versucht, Helene Weigel eine Filmrolle zu verschaffen. «Die Rolle soll besonders schön sein», schreibt er Ende März 1935 aus Moskau an seine Frau, «vielleicht willst Du nicht machen, aber ich will, daß sie Dir angeboten wird.»⁷ Dazu kam es nicht. Der Regisseur Gustav von Wangenheim (1895–1975) besetzte die von Brecht ins Auge gefasste Rolle im Film «Kämpfer» mit Lotte Loebinger (1905–1999). Im September 1936, kurz nach dem 1. Moskauer Prozess, gehen auch die deutschen kommunistischen Exilschriftsteller*innen an die «Säuberung» ihrer Reihen. Vom 4. bis zum 8. September findet zu diesem Zweck eine geschlossene Parteiversammlung der deutschen Sektion des sowjetischen Schriftstellerverbands statt. Am letzten Tag kommt auch der Streit um die Besetzungsliste des Films «Kämpfer» zur Sprache. Gustav von Wangenheim wird in die Enge getrieben und berichtet: «Brecht hat dafür sorgen wollen, daß Helene Weigel diese Frau [Mutter Lemke] spielt. [...] Jetzt wurde ich im Zusammenhang mit dieser Geschichte von Genosse Piscator angerufen, wie ich zur Besetzung der Rolle mit Helene Weigel stünde. Ich antwortete, Kandidat hat ein jeder zu sein, der ein antifaschistischer Künstler ist. Es kommen verschiedene in Frage, selbstverständlich auch Weigel. [...] Da ich in der Frage mißtrauisch war, sprach ich am Tele-

fon befangen. An der anderen Seite fragte Piscator: Du meinst, daß sie zu jüdisch ist? Ich sagte, das kann sein. Aus dieser Geschichte ist eine teuflische Geschichte von Brecht gemacht worden, indem er erklärte, ich verfechte den Standpunkt, Juden dürfen in Moskau nicht spielen.»⁸ Soweit ist es 1936 noch nicht, aber eine antisemitische Grundierung kennzeichnet diese Debatten durchaus. Die Auseinandersetzungen um das zeitgenössische Theater in der stalinistischen Sowjetunion – konkret die Debatte Meyerhold versus Stanislawski – werden an der wechselnden Parteilinie ausgerichtet. Vor diesem Hintergrund gilt Brechts Theatermodell als westlich-dekadent und Brecht selbst, ebenso wie Weigel, als politisch unsichere Kantonisten. Beide schätzten die Lage in Hitlerdeutschland und die KPD-Politik anders ein als die stalinhörige deutsche Parteiführung.

Helene Weigel ist in den Exiljahren als Schauspielerin weitgehend kaltgestellt. «Ich war und bin noch immer eine brauchbare Person, und der Winterschlaf dauert zu lange», schreibt sie am 18. Januar 1937 an Erwin Piscator (1893–1966). Dieser «Winterschlaf» sollte erst am 15. Februar 1948 zu Ende sein. Da hebt sich der Vorhang des Stadttheaters Chur zur Premiere von Brechts Bearbeitung «Die Antigone des Sophokles». Helene Weigel gibt die Antigone. Gegenüber 1932, als die noch junge Schauspielerin mit der Pelagea Wlassowa eine alte Frau spielte, hat sich

6 Brecht, Bertolt: Furcht und Elend des Dritten Reiches. 24 Szenen, in: ders.: Stücke, Band VI, Berlin 1958, S. 320 f. 7 Bertolt Brecht zit. n. Wizisla: Briefe 1923–1956, S. 131. 8 Lukács, Georg/Becher, Johannes R./Wolf, Friedrich u. a.: Die Säuberung. Moskau 1936: Stenogramm einer geschlossenen Parteiversammlung, hrsg. von Reinhard Müller, Reinbek bei Hamburg 1991, S. 416.

ihre Situation jetzt umgekehrt. Die sophokleische Antigone ist eine junge Frau. Der von Brecht und ihr auch als «Probe, ob sie denn noch spielen könne»,⁹ verstandene Auftritt wird von Helene Weigel glänzend bewältigt. Sie ist wieder «da».

Allerdings zahlte Helene Weigel schauspielerisch in ihrem Leben einen großen Preis: «Alle großen Frauengestalten, die Brecht geschaffen hatte, waren ihr versagt geblieben. Keine Grusche, keine Shen Te», schreibt Gisela May 1976 in ihrem Erinnerungsbuch.¹⁰ Helene Weigel war festgelegt auf die Mutterrollen: Pelagea Wlassowa, ihre Theatergeschichte gemacht habende Courage, Teresa Carrar und Martha Flinz («Frau Flinz», 1961), quasi dem realsozialistischen Gegenstück zu «Mutter Courage». Zu einem der letzten Höhepunkte ihrer Schauspielkunst gehört die Rolle der Volumnia in der «Coriolan»-Inszenierung von Manfred Wekwerth und Joachim Tenschert 1965.

Dem Geheimnis dieser Jahrhundertsschauspielerin ist schwer auf die Spur zu kommen. Der beste Kenner ihrer Kunst, Bertolt Brecht, hat das immer wieder versucht. Beim Nachdenken über «Die Requisiten der Weigel» (1951) kommt er diesem Geheimnis sehr nahe. Sie spiele «... mit den Augen der Wissenden und den Händen der brotbackenden, netzestrickenden suppenkochenden Kennerin der Wirklichkeit.»¹¹

Ihre größten Leistungen nach Brechts Tod fasst die Autorin Sabine Kebir in einem einzigen Satz zusammen: «Die Brecht-Edition im Westen durchsetzen, im Osten wenigstens anzuschieben und gleichzeitig das Berliner Ensemble zu erhalten war ein Drahtseilakt, der außerordentliche Kräfte verschlang.»¹²

Und das Jüdische? Vom Tod des Vaters erfährt Helene Weigel erst nach dem Krieg. Seine Spuren verlieren sich 1942 im Ghetto Litzmannstadt. Er hatte es abgelehnt zu fliehen. Sie wird bei einem Besuch des Warschauer Ghettos angepöbeln und muss in ihrem eigenen Haus in den 1950er-Jahren antisemitische Schmierereien erleben.¹³ Barbara Brecht-Schall, die Tochter von Weigel und Brecht, schreibt im Juni 2006 an die Autorin Anita Wünschmann: «Heli hat ihr Judentum weder verleugnet noch hervorgehoben.»¹⁴ Egal kann es ihr nicht gewesen sein.

Am 6. Mai 1971 tritt Helene Weigel endgültig von der großen Bühne ab. Noch am 3. April hatte sie im Rahmen eines Gastspiels des Berliner Ensembles anlässlich des 100. Jahrestages der Pariser Commune im Théâtre des Amandiers in Nanterre die Pelagea Wlassowa gespielt.

9 Vgl. Hecht: Helene Weigel, S. 67. 10 May, Gisela: Mit meinen Augen. Begegnungen und Impressionen, Berlin 1976, S. 79. 11 Brecht, Bertolt: Die Requisiten der Weigel, in: Pintzka, Wolfgang (Hrsg.): Die Schauspielerin Helene Weigel. Ein Fotobuch, Berlin 1959, S. 93. 12 Kebir: Helene Weigel, S. 313. 13 Wünschmann, Anita: Helene Weigel. Wiener Jüdin – Große Mimim des epischen Theaters, Berlin 2006, S. 61. 14 Ebd., S. 59.

ZUM WEITERLESEN

Hecht, Werner: Helene Weigel. Eine große Frau des 20. Jahrhunderts, Frankfurt a. M. 2000.

Kebir, Sabine: Helene Weigel. Abstieg in den Ruhm. Eine Biographie, Berlin 2002.

May, Gisela: Helene Weigel, in: dies.: Mit meinen Augen. Begegnungen und Impressionen, Berlin 1976, S. 75–84.

Wünschmann, Anita: Helene Weigel. Wiener Jüdin – Große Mimin des epischen Theaters, Berlin 2006.

Wizisla, Erdmut (Hrsg.): «ich lerne: gläser + tassen spülen». Bertolt Brecht. Helene Weigel. Briefe 1923–1956, Berlin 2012.



Gisela Notz

ANNA SEGHERS UND DIE DDR

«WEIL WIR DIE MACHT DER KUNST KENNEN,
IST UNSERE VERANTWORTUNG SO GROSS.»¹

Anna Seghers (1900–1983) ist eine der bedeutendsten Erzähler*innen des 20. Jahrhunderts. Als geborene Jüdin, überzeugte Kommunistin und kritische Schriftstellerin zwang sie die Machtabtretung an die Nazis zur Emigration. Weltberühmt wurde sie mit ihrem 1942 veröffentlichten Roman «Das siebte Kreuz». Nach ihrer Rückkehr aus dem mexikanischen Exil 1947 lebte sie bis zu ihrem Tod 1983 in Berlin (DDR). Eigentlich hätte sie sich gern «für den mexikanischen» Sektor Berlins entschieden. Aber den gab es nicht.

EINE TOCHTER AUS GUTEM HAUSE

Anna Seghers wurde am 19. November 1900 als Netty Reiling in Mainz geboren. Sie war das einzige Kind des wohlhabenden orthodoxen jüdischen Kunst- und Antiquitätenhändlers Isodor Reiling und seiner Frau Hedwig Fuld. Ihre Mutter war in jüdischen Frauenvereinen aktiv. Anna Seghers gehörte zu den ersten jungen Frauen, die 1920 ihr Abitur ablegen konnten. Kurz darauf nahm sie ihr Studium der Kunstgeschichte, Geschichte und Sinologie an den Universitäten Heidelberg und Köln auf. 1924 promovierte Seghers zum The-

ma «Jude und Judentum im Werk Rembrandts». Im selben Jahr erschien ihre Erzählung «Die Toten auf der Insel Djal» unter dem Pseudonym Antje Seghers.

MITGLIED EINER LEBENDIGEN KOMMUNISTISCHEN GEMEINSCHAFT

1925 heiratete Anna Seghers den aus Ungarn emigrierten Schriftsteller Laszlo Radványi (1900–1978) und zog 1926 mit ihm nach Berlin. Dort wurden ihr Sohn Peter und ihre Tochter Ruth geboren. In Berlin kam Anna Seghers mit einer lebendigen kommunistischen Gemeinschaft in Kontakt, sie trat 1928 der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) und ein Jahr später dem Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller bei. Für eine ihrer ersten Erzählungen, «Der Aufstand der Fischer von St. Barbara», die 1928 erschien, wurde sie mit dem Kleist-Preis ausgezeichnet, der jährlich an «aufstrebende und wenig bemittelte Dichter» verliehen wurde.

¹ Seghers, Anna: Woher sie kommen, wohin sie gehen. Essays aus vier Jahrzehnten, hrsg. von Manfred Behn, Darmstadt/Neuwied 1980.

ALS JÜDIN UND KOMMUNISTIN IM WIDERSTAND GEGEN DIE NAZIS

Für Anna Seghers bedeutete die Machtübertragung an die Nazis einen tiefen Einschnitt in ihr Leben. Als Kommunistin und als gebürtige Jüdin war sie von ihnen besonders bedroht. Es half ihr nicht, dass sie bereits 1925 aus der israelitischen Religionsgemeinschaft ausgetreten war. Wie viele ihrer Freund*innen und Verwandten musste sie das Land verlassen. Nachdem sie von den Nazis nach einer Hausdurchsuchung und der Beschlagnahme ihrer Werke und ihrer Bibliothek für kurze Zeit inhaftiert worden war, floh sie 1933 über die Schweiz nach Paris, wo sie weiterhin literarisch und politisch tätig sein konnte. Als ihre Werke bei der Bücherverbrennung am 10. Mai 1933 in Berlin den Flammen der Nazis zum Opfer fielen und in Deutschland verboten wurden, hatte sie in Paris bereits mit anderen Exilant*innen die Zeitschrift *Neue Deutsche Blätter* gegründet und 1935 den Schutzbund deutscher Schriftsteller. Der Roman «Die Rettung», der 1937 erschien, setzt sich mit der Frage auseinander, warum die faschistische Regierungsübernahme nicht hatte verhindert werden können. Nach der Besetzung von Paris musste sie mit ihren Kindern in den unbesetzten Süden Frankreichs fliehen. Dass sie auch dort als Kommunistin überwacht wurde, hielt sie nicht davon ab, weiter Widerstand gegen die Nazis zu leisten.

ANNA SEGHERS IN MEXIKO

Im entfernten Marseille verschaffte sich Anna Seghers unter extremen Bedingungen alle nötigen Papiere, die sie für die Flucht nach Mexiko benötigte. Im Frühjahr 1941 kam sie mit einem der letzten Schiffe dort an. In ihrem Roman «Transit» verarbeitete sie den bürokratischen Kampf und ihre Flucht literarisch. In Mexiko gehörte sie 1941 zu den Gründer*innen der Zeitschrift *Freies Deutschland* und wurde Präsidentin des Heinrich-Heine-Clubs, eines Zusammenschlusses von antifaschistischen Intellektuellen. Leicht hatten es die Emigrant*innen in Mexiko nicht. Sie wurden beobachtet, verfolgt und waren auch einander gegenüber misstrauisch. Der US-amerikanische Geheimdienst FBI verfasste in den Jahren des Aufenthaltes von Anna Seghers in Mexiko mehr als 1.000 Seiten über sie, ihre Briefe wurden geöffnet und sie war ständig im Visier von Spion*innen. In Mexiko erlebte sie 1942 den Erfolg des Romans «Das siebte Kreuz. Roman aus Hitlerdeutschland», der 1944 in Hollywood verfilmt wurde. Das Buch entstand unter dem Eindruck der Gräueltaten in den Konzentrationslagern des deutschen Faschismus. Es ist eines der wenigen Bücher, die bereits während des Zweiten Weltkrieges ein Nazi-KZ beschreiben. Seghers wollte aufzeigen, dass Wider-

Anna Seghers bei der ersten
Jahreskonferenz des Deutschen
Schriftstellerverbands
vom 2. bis 4. November 1966
in der Kongresshalle in Berlin



stand auch in einem totalitären Staat möglich war. Die dramatische Geschichte der Flucht vor den Nazis ist durchdrungen von Seghers' eigenen Fluchterfahrungen.

Während der Zeit im Exil erlitt sie einen schweren Verkehrsunfall, bei dem sie am 24. Juni 1943 lebensgefährlich verletzt wurde. Zudem erfuhr sie, dass ihre Mutter am 20. März 1942 aus dem «Judenhaus», in das sie von der Gestapo eingewiesen worden war, geholt, in das polnische KZ Piskaski bei Lublin deportiert und dort ermordet worden war. Diese Ereignisse verarbeitete Anna Seghers in ihrer autobiografisch gefärbten Erzählung «Der Ausflug der toten Mädchen» (1946), die sie ihrer ermordeten Mutter widmete.

DIE RÜCKKEHR NACH DEUTSCHLAND

Obwohl sie sich in Mexiko wohlfühlt hatte, kehrte Anna Seghers nach 15-jährigem Exil im Frühjahr 1947 aus Mexiko über Schweden und Frankreich nach Deutschland zurück. Sie folgte dem Ruf der kommunistischen Partei und wollte ein antifaschistisches Deutschland mit aufbauen. Sie hörte die Nachrichten anderer heimgekehrter deutscher Genoss*innen. Es waren nicht nur gute Nachrichten. Sie nahm sie auf, um sich auf die Aufgabe vorzubereiten, die sie mit lösen wollte: das Innere der Menschen zu verändern, das ihr so zerbrochen erschien wie die zerstörten Städte, in die sie zurückgekehrt waren, um da-

rin zu wohnen. «Wir fühlten alle, wie tief und furchtbar die äußeren Mächte in den Menschen hineingreifen können, bis in sein Innerstes, aber wir fühlten auch, dass es im Innersten etwas gab, was unangreifbar war und unverletzbar.»² Darauf hoffte sie. Die Aufgabe war nicht leicht, denn sie kam auch in ein fremdes Land. Sie war eine Unbekannte, von deren literarischen Erfolgen (noch) niemand wusste. Sie war allein, ihr Mann war noch in Mexiko, die Kinder in Paris. Sie fühlte sich, wie sie an Freund*in-

ben in der DDR zu finden hoffte, hat ihr der westdeutsche Kulturbetrieb nicht verziehen. Dass sie sich dazu noch weigerte, die sowjetische Variante des Sozialismus öffentlich zu kritisieren, noch weniger.

Sie engagierte sich im Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands und in der 1950 gegründeten Akademie der Künste. Als Mitglied im Weltfriedensrat der DDR gehörte sie zu den Initiator*innen des «Stockholmer Appells zur Ächtung der

**«WER ÜBER ANNA SEGHERS URTEILEN MÖCHTE,
MUSS SIE ALS GANZHEIT NEHMEN ODER ALS GANZHEIT
VERWERFEN. SIE HAT SICH NIEMALS GEÄNDERT.»**

nen schrieb, «wie in die Eiszeit geraten», so kalt und versteinert kam ihr alles vor.³ Wärme spendeten lediglich Gefährt*innen wie Helene Weigel und Bertolt Brecht. Am 20. Juli 1947 erhielt Seghers den Georg-Büchner-Preis der Stadt Darmstadt für ihre dichterische und politische Arbeit, zu diesem Zeitpunkt wohnte sie, nach kurzem Aufenthalt in West-Berlin, bereits in Ost-Berlin. Als Mitglied der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) und als Antifaschistin wollte sie dazu beitragen, «dass eine Gesellschaft entstehen möge, in der man ein besseres, gerechteres, gütigeres Leben findet für alle Menschen».⁴ Damit hielt sie trotz mancher Irritationen und Ängste an ihrer selbstgesetzten Aufgabe fest. Dass sie dieses gerechtere Le-

Atombombe». Von 1952 bis 1978 war sie Präsidentin des Schriftstellerverbands in der DDR. Im April 1948 reiste sie in ihrer Funktion als Vizepräsidentin der Gesellschaft zum Studium der Kultur der Sowjetunion nach Russland, wo sie zu einer Reihe von Schilderungen der russischen Menschen und des Landes inspiriert wurde. In ihrem Roman «Die Entscheidung» (1959) thematisiert sie die Situation der in Ost und West geteilten Welt während der

² Seghers, Anna: Das siebte Kreuz, Darmstadt/Neuwied 1984, 22. Aufl., S. 288. ³ Melchert, Monika: Heimkehr in ein fremdes Land. Lesung zum 112. Geburtstag von Helene Weigel im Brecht-Weigel-Haus in Berlin-Buckow, Flyer der Rosa-Luxemburg-Stiftung Brandenburg, Mai 2012. ⁴ Universität Heidelberg: Anna Seghers. Ikone der Exilliteratur, o. J., unter: www.uni-heidelberg.de/de/universitaet/heidelberg-profile/historische-portraits/ikone-der-exilliteratur.

Zeit des Kalten Krieges. Der Roman wurde in der BRD heftig kritisiert und in der DDR hochgelobt.

Von ihren zahlreichen Ehrungen können nur einige genannt werden: 1951, 1969 sowie 1971 erhielt sie den Nationalpreis der DDR und 1975 den Kulturpreis des Weltfriedensrates sowie die Ehrenbürgerschaft von Berlin (DDR). Sie wurde zu einer der zentralen Figuren des DDR-Literaturbetriebs. Ihr antifaschistischer Roman «Das siebte Kreuz», der auch in den USA ein Bestseller wurde, galt als Pflichtlektüre in den Schulen der DDR. In den Schulbüchern der BRD kam Seghers nicht vor.

Trotz politischer Unruhen und Zweifel blieb Anna Seghers eine überzeugte Kommunistin. In ihrem Roman «Das Vertrauen» (1968) beschreibt sie die gewalttätige militärische Reaktion auf den Widerstand am 17. Juni 1953, als mehr als eine Million Menschen in der DDR weitgehend friedlich gegen das kommunistische Regime in der DDR protestierten und den Rücktritt der Regierung, freie Wahlen und die Vereinigung Deutschlands forderten. Der Roman wurde in der DDR begeistert aufgenommen. Der westdeutsche Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki verriss ihn und bezeichnete Seghers als Schriftstellerin, «die ihr Talent zugunsten eines korrupten und unmenschlichen Regimes geopfert» hat.⁵ Die ostdeutsche Schriftstellerin und Literaturkritikerin Ursula Püschel wies in einem 2006 geschriebenen Text darauf hin, dass Anna Seghers künstlerische Arbeiten nichts mit der Erfüllung von Partei- und Staatsaufträgen zu tun hätten. «Anna Seghers hat sich ihre Schreibaufträge sel-

ber erteilt; oft waren ihre Interessen identisch mit denen von Partei und Staat.»⁶ Und der Literaturprofessor Hans Mayer, der 1963 die DDR verlassen hatte, schrieb 1991: «Wer über Anna Seghers urteilen möchte, muß sie als Ganzheit nehmen oder als Ganzheit verwerfen. Sie hat sich niemals geändert.»⁷ Das heißt, sie ist sich selbst treu geblieben in ihrem Kampf für Frieden, Gleichheit und Gerechtigkeit. Ihr ging es um ihre Lebensaufgabe «und die hieß Kunst und Politik. Aus der Vergangenheit lernen und eine Gesellschaft aufbauen helfen, die diese schrecklichen Fehler aus der Vergangenheit nicht mehr machen würde.»⁸

TROTZ ALLEDEM: «DAS LAND, IN DEM ICH LEBEN WILL»

Obwohl sie als Schriftstellerin eine prominente Stellung in der DDR innehatte, hofiert wurde und dem DDR-Regime stets loyal gegenüberstand, war ihr Verhältnis zum sozialistischen Realismus sowie zur doktrinären DDR-Wirklichkeit nicht spannungsfrei. Schließlich setzte sie sich für begabte Autor*innen ein, die mit der herrschenden Kulturpolitik in Konflikt geraten waren. So zum Beispiel im Herbst 1961, als sich Heiner Müller wegen seines Stücks «Die Umsiedlerin oder Das Leben auf dem Lande»

5 Jackson, Mandy: Socialist literature, two views? An examination of the works of Anna Seghers and Christa Wolf, London 1990, S. 8. 6 Püschel, Ursula: Anna Seghers – Parallelen. Arbeit in den Romanen «Die Regnung» und «Die Entscheidung», in: Argonautenschiff. Jahrbuch der Anna-Seghers-Gesellschaft Berlin und Mainz e. V. 15/2006, S. 85. 7 Mayer, Hans: Der Turm von Babel, Frankfurt a. M. 1991, S. 201 f. 8 Kusch, Regina: Als Anna Seghers aus dem Exil nach Berlin zurückkehrte, Deutschlandfunk, 22.4.2017.

Schriftsteller*innen «in Sachen Biermann» an eine westliche Agentur geschrieben hatten, entgegen der Behauptung westlicher Zeitungen, nicht zugestimmt habe. Viele Zeitgenoss*innen sahen darin einen Widerspruch zwischen ihrem kämpferischen Humanismus der Exilzeit und der zunehmenden Konformität mit der DDR. Sie hätten erwartet, dass Seghers ihre herausragende Stellung im DDR-Kulturbetrieb zu Kritik am System nutzen würde. Sie jedoch schrieb in derselben Erklärung: «Die Deutsche Demokratische Republik ist seit ihrer Gründung das Land, in dem ich leben und arbeiten will.»⁹

als «Konterrevolutionär» unbeliebt machte und das Stück mit Aufführungsverbot belegt wurde. Beim Ausschluss aus dem Schriftstellerverband der DDR, der einem Berufsverbot gleichkam, stimmte sie dagegen. Oder auch Ende 1962, als sie sich gemeinsam mit Hans Mayer für Peter Hacks Stück «Die Sorgen und die Macht», das trotz beträchtlicher Erfolge plötzlich abgesetzt worden war, öffentlich einsetzte. Anders war das im Falle des Leiters des Aufbau-Verlages Walter Janka, der zahlreiche Werke Seghers' veröffentlicht hatte. Ihm wurde 1957 wegen angeblicher staatsfeindlicher Umtriebe ein Schauprozess gemacht. Obwohl Seghers mit anderen Kulturschaffenden bei Gericht anwesend war, äußerte sie keinerlei öffentliche Kritik an dem Verfahren. Sie schwieg auch, als Walter Janka zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Obwohl sie sich «hinter den Kulissen» für Janka eingesetzt hat, nahm er ihr das öffentliche Schweigen übel.

Zum «Fall Biermann» allerdings schwieg sie nicht. Am 22. November 1976 gab sie im *Neuen Deutschland* eine öffentliche Erklärung ab, dass sie dem Brief, den einige

Für die DDR war Seghers Teil des offiziellen kultur- und sozialpolitischen Systems. Sie wurde zum Aushängeschild einer deutschen antifaschistischen und kommunistischen Literatur. Schlimm genug, dass ihre hervorragenden Werke im Westen boykottiert wurden. Als der Luchterhand Verlag 1962 «Das siebte Kreuz» herausbrachte und eine Gesamtausgabe ankündigte, führte dies zu Protesten von West-Schriftsteller*innen, die heute längst vergessen sind. Erst 1981 wurde Anna Seghers Ehrenbürgerin ihrer Geburtsstadt Mainz.

Sie starb am 1. Juni 1983 in Ost-Berlin und bekam – was für eine Schriftstellerin selten der Fall war – in der DDR ein Staatsbegräbnis. Ihr Grab befindet sich auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof in Berlin. Seit dem Ende des 20. Jahrhunderts ist in ihrer Wohnung das Anna-Seghers-Museum untergebracht.

⁹ Seghers, Anna: Öffentliche Erklärung zum Fall Biermann, in: Neues Deutschland, 22.11.1976, S. 3.

Nach der Zusammenführung der beiden deutschen Staaten um 1990 wurden Anna Seghers und ihre Werke, wie auch die von anderen DDR-Künstler*innen, durch aktuelle politische Debatten zunächst verdeckt. Die wissenschaftliche Ausgabe ihres literarischen Werkes umfasst 21 Bände. Sie sind noch immer aktuell. Viele ihrer Texte sind Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung, in andere Sprachen übersetzt und zur Grundlage für Filme und Theaterstücke geworden. 1991 wurde die Anna-Seghers-Gesellschaft Berlin und Mainz gegründet. Sie will das Werk der Erzählerin lebendig erhalten und weiterverbreiten, vergibt jährlich den Anna-Seghers-Preis und gibt das Jahrbuch «Argonautenschiff» heraus.

ZUM WEITERLESEN

Anna-Seghers-Gesellschaft Berlin und Mainz e. V. (Hrsg.): Argonautenschiff. Jahrbuch der Anna-Seghers-Gesellschaft Berlin und Mainz e. V., Berlin 2006.

Radvanyi, Pierre: Jenseits des Stroms. Erinnerungen an meine Mutter, Berlin 2005.

Rose, Shelley E.: Anna Seghers (1900–1983), in: Notz, Gisela (Hrsg.): Wegbereiterinnen. Berühmte, bekannte und zu Unrecht vergessene Frauen aus der Geschichte, Neu-Ulm 2020, 3. Aufl., S. 278–279.

Weidermann, Volker: Brennendes Licht. Anna Seghers in Mexiko, Berlin 2020.



Gunnar Decker

KOMMUNIST MIT STIL

STEPHAN HERMLIN (1915–1997)

Franz Fühmann erinnert sich an die erste Begegnung mit der Dichtung Stephan Hermlins: «Als ich in den letzten Tagen des Dezember 1949 aus der Kriegsgefangenschaft entlassen wurde, bekam ich 1 Fahrkarte nach Weimar zu meiner Mutter + 50 Mark. Das war mein Vermögen. Für die 50 Mark kaufte ich mir als erstes in der nächsten Buchhandlung für etwa die Hälfte ein Buch mit dem Titel «Marx + Engels über Kunst + Literatur». Dann kaufte ich für meine Schwester ein Mitbringsel in der HO, ich glaube ein Stück Butter und etwas Wurst. Dann hatte ich noch drei Mark Rest. Die wollte ich sparen, auf dass ein Vermögen daraus wachse. Dann ging ich nochmals in die Buchhandlung und blätterte. Dann las ich. Dann vergaß ich die Welt, die Zugabfahrt, meinen Vorsatz zu sparen. Dann kaufte ich das Buch. Es waren Bal-laden, zweiundzwanzig. Seitdem habe ich ein Vermögen.»

Für mich war es weniger die Lyrik Hermlins als seine Essays, vor allem das Prosastück «Abendlicht», das mich auf eine schwer zu beschreibende Weise «vermögend» gemacht hat. An welchem gewaltigem Erfahrungsschatz, erworben in den Kämpfen des 20. Jahrhunderts, durfte ich da Teil haben? Von einem, der zweifellos immer am glücklichsten gewesen wäre, wenn er un-

gestört hätte lesen und schreiben dürfen. Aber die Geschichte grätschte immer wieder brutal dazwischen.

Man sagt ihm einen notorisch hohen Ton nach, eine humorlose Steifheit auch, eine elitäre Attitüde, die letztlich nur Ausdruck von Arroganz gewesen sei. Der Dichter Stephan Hermlin, könnte man mitunter denken, scheint das Leben eines kommunistischen Dandys geführt zu haben, mit Pfeife im Mund und Sportwagen vor der Tür, manche nannten ihn auch abfällig einen Snob. Doch das greift zu kurz. Hermlin war ein Mann mit Charisma, nicht nur in seinen Texten, sondern auch im Auftreten.

Das ist natürlich nur die eine Seite seines verletzlichen Wesens. Als er im April 1997 starb, notiert Christa Wolf: «Ich habe ihn als furchtlosen Menschen erlebt. Autoritäten fürchtete er nicht, wirkliche Autorität respektierte er rückhaltlos. Er scheute sich nie, seine Meinung öffentlich zu sagen. Es gab und gibt viele Gelegenheiten, dem Zeitgeist Tribut zu zollen. Das Wort «schnöde» gehörte zu Hermlins Wortschatz. Es tut mir weh, daß das letzte, was er von großen Teilen der deutschen Öffentlichkeit erfuhr, der Versuch einer Demontage war.» Rainer Kirsch schreibt: «Die Schmähungen, denen er fast zeitlebens ausgesetzt war,

sind an ihm abgeperlt – nicht weil er unempfindlich gewesen wäre, sondern weil er sich für nichts zu schämen hatte. Derlei läßt sich von wenigen sagen.» Schließlich bringt es Christoph Hein auf den Punkt, wie Hermlin auf die besten seiner Leser – auch der schriftstellernden Kollegen unter ihnen – wirkte: «Homme de Lettres, mit keinem anderen Wort ist Hermlin genauer zu kennzeichnen.»

*

Und doch war dieser Homme de Lettres auch ein Augenmensch. Das Sehen wird dabei als die Grundlage jeder Kunst, auch der Lebenskunst, angesprochen. Aber bis wohin reicht dieses Sehen, ab wann verwandelt sich der Flaneur mit schweifendem Blick in einen Visionär? Das ist die Frage, die sich angesichts Stephan Hermlins Leben und Werk geradezu aufdrängt.

Der hohe Ton also gehört zu Hermlin als Dichter ebenso wie das lässige Abwinken, das Laisser-faire als frankophile Geste. Manchmal meinen beide das Gleiche: Ohne mich! Hermlin, der Distanzspieler par excellence, verkörperte jenes Abendlicht, das zum Titel seines wohl wichtigsten Werkes wurde. Hier ist die Vergeblichkeit des eigenen lang zurückliegenden Beginns in ein Zwielficht getaucht, das nicht lügt, eben weil es ums Trügerische des eigenen Anspruchs weiß. Aber was ist dabei Abendlicht, was Morgendämmerung? Erst im Rückblick lassen sich Unterscheidungen treffen.

Bücher, so bekennt der späte Romantiker Hermlin, schützten ihn nicht nur im, sondern auch *vor* dem Leben. Ein für Niedrigkeiten aller Art schier unüberwindliches Bollwerk aus Geist und ästhetischer Form. Dieser Pathetiker der Distanz, der von Hölderlin, Nietzsche und Kafka ebenso herkommt wie von Büchner und Marx, findet seine treuesten Genossen immer in Büchern, die von ähnlichen geschichtlichen Ernüchterungen handeln, wie er sie erfuhr.

Immer wieder liest er Chateaubriands «Erinnerungen von jenseits des Grabes», blickt in dieses Buch wie in einen Spiegel. Die Geschichte schlägt den Einzelnen gerade dann zu Boden, wenn er sich als Sieger dünkt. Heine hatte Chateaubriand als «Ritter von der traurigen Gestalt» bezeichnet und hinzugefügt, er sei «der beste Schriftsteller und größte Narr Frankreichs». Hermlin weiß um den Preis solcherart Ketzer-Rolle: «Der



Stephan Hermlin
auf dem IV. Deutschen
Schriftstellerkongress
im Januar 1956
in Ost-Berlin

«HOMME DE LETTRES,
MIT KEINEM ANDEREN WORT
IST HERMLIN GENAUER
ZU KENNZEICHNEN.»

größte Teil seiner Familie endet auf dem Schafott.» Hermlin, der Essayist, destilliert aus solch einem Schicksal für die Gegenwart ein dialektisches Aroma voller poetischer Unbedingtheit. Es schwebt gleichsam über den Lügen der jeweils Herrschenden. So notierte der alt gewordene Chateaubriand, auf sein Leben zurückblickend: «Nach zweiundfünfzig Jahren errichtet man fünfzehn Bastillen, um

jene Freiheit zu unterdrücken, um derentwillen man die erste Bastille zerstörte.»

Solcherart rücksichtslos gedachte Dialektik, die Freude an deren Negativität, sah die offizielle DDR-Kulturpolitik mit Misstrauen. Seine Leser aber nahmen es als Ermunterung zu sich selbst. Die Furcht, allein zu stehen inmitten der unvernünftigen Welt, verstand er einem zu nehmen.

«KOMMUNIST JÜDISCHER HERKUNFT»

Zur Biografie von Stephan Hermlin

Stephan Hermlin wurde als Rudolf Leder am 13. April 1915 in einer jüdischen Industriellenfamilie in Chemnitz geboren. 1931 trat er in den kommunistischen Jugendverband ein. Ab 1933 erlernte er den Beruf des Druckers, emigrierte 1936 zuerst nach Palästina, dann nach Frankreich und in die Schweiz. Über die Ideologie des Nationalsozialismus wird er 1958 anlässlich von 25 Jahren Bücherverbrennung notieren, dieser Ungeist sei aus dem «gleichen barbarischen Sud von Kommunisten- und Judenhass» erwachsen. Er selbst sieht sich als einen Kommunisten jüdischer Herkunft. Viel stärker als das Thema Judentum wird ihn jedoch immer die Abgründigkeit des Deutschen beschäftigen. Über Palästina, das er selbst erlebt hat, notiert er anhand der ebenfalls dorthin emigrierten Dichterin Else Lasker-Schüler: «Dann kam sie nach Palästina, nach Jerusalem, der Stadt ihres Traums, und es war nicht das Jerusalem ihrer Gedichte.»

1945 kehrte Hermlin ins befreite Deutschland zurück, arbeitete anfangs in Frankfurt

am Main als Rundfunkredakteur, dann ab 1947 in Ost-Berlin, wo er für verschiedene Zeitungen schrieb und literarisch hervorzutreten begann. Mit dem damaligen FDJ-Chef und späteren SED-Generalsekretär Erich Honecker verband ihn die gemeinsame Tätigkeit in einer Widerstandszelle. 1951 veröffentlichte er über junge Widerstandskämpfer gegen Hitler, die ermordet worden waren, den Porträt-Band «Die erste Reihe» – sein Bekenntnis zu einem antifaschistisch-demokratischen Deutschland, das er nie zurücknahm. Der Protest gegen die Biermann-Ausbürgerung 1976 ging maßgeblich auf Hermlin zurück. 1981 organisierte er die «Berliner Begegnung zur Friedensförderung» mit Autoren aus Ost und West.

1996 attackierte Karl Corino Hermlin und bezichtigte ihn der «Lebenslüge», wobei er sich auf dessen fiktionales Prosastück «Abendlicht» bezog, das richtig gelesen als eine «Bilanz einer ganzen Generation» (Kindlers Literaturlexikon) verstanden werden sollte. Am 2. April 1997 starb Stephan Hermlin in Berlin.

DIESER KOMMUNIST BESTEHT AUF STIL!

Aber der schöne Schein, der ihm als selbstgewähltes Refugium willkommen war, blieb trügerisch. Die DDR als das nie aufgegebene eigene Land quälte ihn mit wachsender Banalität. Sein Hauptfeind blieb der Funktionär. Manchmal tritt dieser dann als dessen Wiedergänger unter veränderten Bedingungen auf, als Verfolger mit detektivischem Furor, so in Gestalt Karl Corinos, der mit «Außen Marmor, innen Gips. Die Legenden des Stephan Hermlin» 1996 (ein Jahr vor Hermlins plötzlichem Tod) wie ein Anklagepunkte sammelnder Staatsanwalt die Lebensdaten Stephan Hermlins durchforstete, als stünde der Mann zur Fahndung aus. Ein Plädoyer für die Kunst der Biografie schiene da angebracht. Gewiss, es vermischen sich bei Hermlin, vor allem in der fiktionalen Autobiografie «Abendlicht», Dichtung und Wahrheit. Das tat es übrigens schon bei Goethe mit seinen gleichnamigen Erinnerungen wie bei jedem phantasiebegabten Menschen, der über sein eigenes Leben spricht. Gewiss, der Mensch hieß Rudolf Leder und kam aus Chemnitz und wählte sich als Autor das vornehm klingende Pseudonym Stephan Hermlin. Macht ihn dies zu einem Hauptmann von Köpenick?

Aber das Dunkel-Zerquälte wird auch wieder leicht, flaniert bei Hermlin sogar lustvoll durch die Welt, vor allem nach Frankreich, seine literarische Wahlheimat. Seit er bereits 1958 aufhörte, eigene Gedichte zu schreiben (zur gleichen Zeit verstummte auch Franz Fühmann als Lyriker), begann er die großen Franzosen nachzudichten

und das auf unvergleichliche Weise. Überhaupt, der Literaturvermittler erwachte als Anwalt der modernen Dichtung, die immer um ihr Zentralgestirn Nietzsche kreist. Hermlin betrieb schließlich seine eigene Kulturpolitik neben – und auch gegen – die offizielle der SED. Ein unbestechlicher Hüter der künstlerischen Maßstäbe, für die er stritt.

In seinem Auftreten war Stephan Hermlin jederzeit ein Repräsentant der von ihm mit gegründeten DDR. Aber heimlich ist er ein Ketzer geblieben, ein Feind jedes Dogmas, aller Ideologie. Hermlin: ein Weggeher mitten im Dableiben. Kleine symbolträchtige Fluchten etwa aus Versammlungen von Schriftstellern, die zu Tribunalen wurden (wie jener Ausschluss von neun Autoren aus dem Schriftstellerverband im Juni 1979), zeugen von Charakter, nobler Haltung im Sumpf des Niedrigen, in den er sich nicht hineinziehen ließ. Wenn es ihm zu viel wurde, dann ging er weg, nach Hause (wohin sonst, immer gehen wir nach Hause, sagt Novalis), mit den Worten: ihm sei «schlecht geworden» und im Übrigen stimme er gegen die Ausschlüsse.

*

Der legendäre Lyrik-Abend der Ost-Berliner Akademie der Künste, den Stephan Hermlin im Dezember 1962 initiiert, wird zur Zäsur, nicht nur in der Biografie Hermlins, auch in der Kulturpolitik seines Staates. Ebenso wie die von Fritz Cremer kuratierte Ausstellung zur «Jungen Kunst» der DDR im Jahr zuvor bezeugte er den janusköpfigen Aufbruch hinter der Mauer. Das Kurzzeit-Happening einer jungen Generation

von Volker Braun bis B. K. Tragelehn, Sarah und Rainer Kirsch. Sie glaubten alle, nun sei ihre Zeit gekommen. Eine Illusion? Jetzt wenden wir uns endlich offen unseren eigenen Angelegenheiten zu, auch den hausgemachten Widersprüchen! Dagegen stand das Wort Otto Gotsches, Ulbrichts schriftstellernden Sekretärs, der zu denen gehörte, die die Mauer anders verstanden: «Jetzt haben wir die Mauer und können jeden an ihr zerquetschen, der gegen uns ist.»

KULTURKAMPF GEGEN DEN STALINISMUS

Darum ging es Anfang der Sechzigerjahre: um Kulturkampf gegen den Stalinismus. Stephan Hermlin gehörte zu denen, die sich ganz auf die Seite der jungen Wilden stellten. Er entdeckte auf diesem Lyrik-Abend Wolf Biermann, der mit seiner Gitarre die Szenerie dominierte. Hermlin war fasziniert von Biermann – der es ihm nicht dankte. Die Schutzmauer, die Hermlin später um sich baute, sich unnahbar machte, hatte mit diesen Enttäuschungen zu tun.

Ich kenne unter den deutschen Autoren kaum jemanden, der skeptischer, zweifelnder und weniger selbstgerecht gewesen wäre als Hermlin – trotz seiner gelegentlichen Arroganz! Fühmann vielleicht, aber sonst? Für ihn als Denker und Dichter war die Wahrheit oberster Maßstab. Doch Wahrheit in der Literatur ist nichts, was irgendwo auffindbar wäre, man muss sie schreibend erst erzeugen, ihr die Ge-

stalt eines Werkes geben. Sonst genügten ein statistisches Jahrbuch und einige meinnungsstarke Leitartikler.

«Abendlicht», diese poetische Überhöhung – und gleichzeitige Verfremdung – von Autobiografie auf 140 Seiten steht in einer Reihe mit den großen literarischen Texten der literarischen Moderne des 20. Jahrhunderts. Schmal im Umfang, aber auf explosive Weise forcierte Gedankendichtung. Wie Rainer Maria Rilkes epochales Stück Dichtung, das man nicht Roman nennen sollte, «Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge» (kaum 200 Seiten zählend) oder Paul Valérys bahnbrechender «Monsieur Teste». Letzterer beginnt übrigens mit dem Satz: «Dummheit ist nicht meine Stärke.» Das sind die neuen Dichter des 20. Jahrhunderts: zugleich Denker und Dichter, Essayisten im Sinne des jungen Georg Lukács: «Der Essay ist ein Gericht, doch nicht das Urteil ist das Wesentliche und Wertentscheidende an ihm (wie im System), sondern der Prozess des Richtens.»

*

Woher der Hass?, hatte Hermlin gefragt, kurz bevor er starb – und diese Frage ist es wert, ernst genommen zu werden. Es ist der Hass der vielen schwarzen Raben auf den einen weißen, der Mitläufer auf den Alleingehenden. Der Nichtleser auf den Autoren, der sich gerade in seiner ästhetischen Stilisierung der Wut der Masse ausliefert. Der da ist anders, der gehört nicht zu uns, er ist anmaßend elitär, schlägt ihn!

SPÄTBÜRGERLICHER KOMMUNIST

Aber man sollte diesen Autor, der sich selbst als Kommunist und «spätbürgerlich» bezeichnete, immer auch in seiner von Nietzsche (für dessen Veröffentlichung in der DDR er sich beharrlich einsetzte) hergedachten Modernität begreifen. Seine «Äußerungen 1944–1982» ersetzen ganze Kulturgeschichten. Jener «Esprit», wie die Franzosen den erfindungsreichen Geist nennen, der im starken Ausdruck unerwartete Einsichten hervorbringt, war ihm gegeben. Wie er überhaupt bevorzugt im Geiste als Franzose agierte.

Was er (in einem Aufsatz über den ungarischen Dichter Endre Ady versteckt) über den «spätbürgerlichen» Philosophen Friedrich Nietzsche postulierte, stellte die falsche Kulturpolitik der DDR, die sich auf einen verkürzt verstandenen Georg Lukács berief, vom Kopf auf die Füße: «Nietzsche ist ja nicht nur, wie ein anderer großer Ungar [gemeint ist Georg Lukács – G. D.] behauptete, ein Zerstörer der Vernunft gewesen, sondern gewiss auch einer ihrer Erwecker, ein Ferment des Umsturzes.» Wer zugleich so bildhaft und dialektisch zu formulieren versteht, soll kein «bedeutender Schriftsteller» sein? Ein Satz Paul Valéry's ließ ihn nicht los: «Mein Vers, sei er gut oder schlecht, drückt immer etwas aus.»

So auch Hermlins Texte, gerade die Miniaturen, in denen sich Lebens- und Leseerfahrung verbinden. Kein Besserwisser gegen andere Besserwisser, sondern ein passionierter Leser, der im schöpferischen Akt des Schreibens etwas erblickt, was auch trennende weltanschauliche Positionen zu überwinden vermag. Geist! In Entweder-Oder-Zeiten eine Seelenstärkung ohnegleichen.

Der passionierte Leser ist nie einsam – er befindet sich in Zwiesprache mit Texten aus allen Zeiten und Weltgegenden. Dass jemand, der so sperrig, so dandyhaft-individualistisch sein konnte wie Hermlin, ausgerechnet in der grauen und provinziell anmutenden DDR lebte, hatte etwas von jener Noblesse, die wir heute oft so vergeblich suchen. In «Meine Rückkehr» von 1982 notiert er, der kaum je über seine jüdische Herkunft sprach, der sich immer als Deutscher und Kommunist verstanden hatte, warum ihm diese Deutschen nicht selten so unheimlich wurden: «Die Deutschen, die so leicht schweigen, wenn ein mutiges Wort not tut, verfallen manchmal in heftiges Reden, wo der Respekt schweigen gebietet.» Das hat er am eigenen Leib, an eigener Seele erfahren.



Therese Hörnigk

«PROZESS VERLOREN GEGANGENER ILLUSIONEN»

STEFAN HEYM (1913–2001)

1933 als Jude und Sozialist emigriert, kam Heym als Sergeant der US-amerikanischen Armee in der Abteilung «Psychological Warfare» 1945 in seine Heimatstadt Chemnitz zurück. Sein erster, 1942 in den USA erschienener Roman «Hostages» (dt. «Der Fall Glasenapp») wurde schon 1943 in Hollywood verfilmt. Der internationale literarische Durchbruch gelang ihm 1948 mit dem in zahlreiche Sprachen übersetzten Antikriegsroman «The Crusaders», der 1950 in der DDR unter dem Titel «Kreuzfahrer von heute» und in der Bundesrepublik als «Bitterer Lorbeer» verlegt und viel gelesen wurde. Angesichts der Kommunist*innenverfolgung während der McCarthy-Ära, des Koreakrieges und des Kalten Krieges zwischen den einstmaligen Verbündeten, verließen Heym und seine Ehefrau Gertrude Gelbin (1900–1969) die USA auf der Suche nach einer Bleibe in Israel oder Europa. Über Paris, Prag und Warschau kamen sie schließlich 1952 auf Vermittlung von Friedrich Wolf (1888–1953) und Stephan Hermlin (1915–1997) in die DDR.¹

Ein erstes Obdach bot sich im Gästehaus der Regierung am Berliner Thälmannplatz. Das nächste Domizil war ein Zimmer im «Eibenhof», einem Kulturbundheim in Bad

Saarow am Scharmützelsee. Durch die Fürsprache des Volkskammerabgeordneten Erich Wendt (1902–1965) konnten sie im Februar 1953 ein Haus in der neu erbauten «Intelligenz-Siedlung» in Berlin Grünau beziehen. Inzwischen hatte die Deutsche Film AG (DEFA) die Verfilmung der «Kreuzfahrer von heute» in Aussicht gestellt und das Ehepaar Heym beauftragt, das Drehbuch zu schreiben. Eineinhalb Monate nach Abgabe des Treatments wurde ihnen dann ohne Angabe der wahren Gründe mitgeteilt, dass das Projekt nicht realisiert werden könne. Heym mutmaßte, dass es in Zeiten des Kalten Krieges nicht angebracht erschien, die US-amerikanische Armee als Mitsiegermacht über die Nazis in einem solchen repräsentativen Film darzustellen.² Voller Einsicht und Zuversicht notierte er: «Vor das Land Utopia haben die himmlischen Mächte das Gestrüpp der Doktrinen gesetzt, und wer in das Land hinein will, der muss durch die Dornen hindurch, und nicht nur sein Jäckchen, auch seine Haut werden die Spuren des Weges zeigen.»³

1 Siehe den Beitrag zu Stephan Hermlin von Gunnar Decker in diesem Band. 2 Heym, Stefan: Nachruf, Frankfurt a. M. 1990, S. 537f. 3 Ebd., S. 534.

Stefan Heym 1982 bei einem Treffen
europäischer Schriftsteller*innen im Kurhaus
in Scheveningen, Niederlande



1953 wurde er zum Mitglied des PEN-Zentrums der DDR und 1954 in den Vorstand des Schriftstellerverbands aufgenommen. Im selben Jahr bekam er den Heinrich-Mann-Preis und 1959 den Nationalpreis 2. Klasse.

HEYM ALS ERZÄHLER UND PUBLIZIST

Von Beginn seiner schriftstellerischen Arbeit an sah Heym sich einer Aufklärungstradition verbunden, in der sich Literatur mit politischer Praxis koppelte. So schrieb er ab 1952 im Wechsel mit dem Schweriner Domprediger Karl Kleinschmidt (1902–1978) unter dem Titel «Offen gesagt» die Sonntagskolumne in der *Berliner Zeitung*. Das thematische Spektrum der Kolumnen reichte von kritischen Bestandsaufnahmen der Presselandschaft, deren Phrasen dazu beitragen, «dass man ihr auch die große Wahrheit, die sie verkündet, nicht mehr glaubt»,⁴ bis hin zum Plädoyer für die als subversiv geltenden Blue Jeans, die eine Arbeitskleidung der armen Farmer in den USA sei. Von großer Resonanz der Leser*innenschaft begleitet, setzte sich Heym auch mit gesellschaftlichen Missständen und den Tücken des Alltags auseinander.

An keine Partei gebunden, fühlte Heym sich nicht deren Disziplinierungszwängen unterworfen. Bald zeigte sich, dass die Programmatik des Kolumnentitels offiziell nicht so wörtlich genommen wurde, wie ihr Autor sie verstehen wollte. Nachdem die politischen Eingriffe in die Artikel zunahmen, kündigte er 1956 seine Mitarbeit auf. Dennoch nutzte Heym weiterhin alle Gelegenheiten, sich in die Debatten um das Verhältnis von Ideologie und Wirkungsmöglichkeiten von Literatur einzumischen, dokumentiert in dem 1957 erschienenen Essayband «Offen gesagt. Neue Schriften zum Tage».

⁴ Ebd., S. 591.

Auf dem IV. Deutschen Schriftstellerkongress plädierte er 1956 für die Autonomie der Literatur. Vehement wandte er sich gegen ideologische Zuweisungen der Partei und deren verengtes Realismusgebot.

Mit dem 1960 erschienenen Erzählungsband «Schatten und Licht», der Episoden aus dem Kleinbürgertum und über das Spitzelwesen enthielt, geriet er erneut ins Kreuzfeuer der Kritik. Acht Jahre nach Chruschtschows berühmter Rede auf dem XX. Parteikongress der Kommunistischen Partei der Sowjetunion publizierte Heym 1964 den Essay «Stalin verlässt den Raum», der prompt einen vehementen Konflikt mit den kulturpolitisch Verantwortlichen auslöste. Auf einem internationalen Kongress, zu dem 1965 Schriftsteller*innen aus 52 Ländern nach Weimar angereist waren, bekam Heym kein Rederecht mehr. Er war von «einer Mauer des Schweigens umgeben», wie Brigitte Reimann (1933–1973) berichtete, die neben ihm im Auditorium saß.⁵ Der 1963 beim Paul List Verlag in Leipzig erschienene Roman «Die Papiere des Andreas Lenz» wurde in der vollständigen Fassung zunächst in London ediert und kam 1965 beim Münchner List Verlag heraus.

Auf dem 11. Plenum des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands Mitte Dezember 1965 gerieten in folgenreicher Verkennung der eigentlichen Lage die Wirklichkeitsverhältnisse der Literatur anstelle der wirklichen Verhältnisse ins Zentrum der Parteikritik. Stefan Heym gehörte zu den namentlich Kritisierten, weil er, so Erich Honecker in seinem Referat, «völlig falsche Auffassungen» von den

Ereignissen am 17. Juni 1953 dargestellt habe und zu den «ständig negativen Kritikern in der DDR» gehöre, die damit allein der «westlichen Wahrheit» das Wort redeten und sich maßgeblich «mit den noch vorhandenen Schattenseiten des Lebens» befassten.⁶ Darüber hinaus wurde ihm vorgeworfen, das Leben in der Sowjetunion in seinem Aufsatz «Die Langeweile von Minsk» verunglimpft zu haben.⁷

**DER ROMAN «AHASVER»
ERZÄHLT DIE GESCHICHTE
DER BIBLISCHEN LEGENDE
VOM «EWIGEN JUDEN»,
DER DIE FEHLERHAFT
WELTORDNUNG ZU
VERÄNDERN TRACHTET.**

Wer solche Kritik von höchster Stelle auf sich zog, hatte mit praktischen Konsequenzen zu rechnen. Für seinen Roman «Fünf Tage im Juni» bekam Heym keine Druckgenehmigung mit dem Argument, dass die Partei sich keine Diskussion über die Ereignisse des 17. Juni aufzwingen lassen wolle.⁸ Das gleiche Schicksal ereilte den 1967 beim Aufbau-Verlag eingereichten Roman «Lassalle», der 1969 in der Bundesrepu-

⁵ Vgl. Gansel, Carsten: Ich bin so gierig nach Leben. Brigitte Reimann, Berlin 2023, S. 555 f. ⁶ Haase, Horst/Geerds, Hans Jürgen/Kühne, Erich: Geschichte der deutschen Literatur, Bd. 11, Berlin 1976, S. 277. ⁷ Vgl. Schubbe, Elimar (Hrsg.): Dokumente zur Kunst-, Literatur- und Kulturpolitik der SED. 1949–1970, Stuttgart 1972, S. 120. ⁸ Vgl. auch Mittenzwei, Werner: Die Intellektuellen, Leipzig 2001, S. 241.

blik veröffentlicht wurde. Wegen der hierfür fehlenden behördlichen Genehmigung wurde der Autor mit einer Ordnungsstrafe von 300 Mark belegt. Der Roman erschien erst 1974 auch in der DDR.

1972 hatte mit dem Machtwechsel von Ulbricht zu Honecker in der DDR eine Tauwetterperiode im Kulturbereich eingesetzt, die mit dem Versprechen einherging, bestehende Tabus aufzuheben. Heyms 1973 im Verlag Der Morgen erschienener Roman «König David Bericht», der die Auseinandersetzung zwischen Geist und Macht und die Deutungshoheit über die Geschichte thematisiert, wurde rasch ein Bestseller in der DDR.

Heym ist einer der wenigen deutschsprachigen Autor*innen, die sich in ihren Werken dezidiert dem Zusammenhang von Sozialismus und Judentum zugewandt haben, wie ein Blick auf Titelfiguren und Themen zeigt.⁹ In dem 1969 geschriebenen und 1974 veröffentlichten historischen Roman «Lassalle» setzt Heym sich kritisch mit dem Antisemitismus in der Arbeiter*innenbewegung auseinander. 1995 erzählt er in seinem Roman «Radek» die Geschichte des jüdischen Bolschewiken Karl Radek (1885–1939).

Nachdem Heym zusammen mit namhaften Autor*innen 1976 gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns (geb. 1936) protestiert hatte und in öffentlichen Auftritten in westdeutschen Medien mit seiner Kritik nicht hinter dem Berg hielt, wurde er 1979 zu einer Geldstrafe wegen «Devisenvergehens» in Zusammenhang mit der nicht genehmigten Veröffentlichung seines Ro-

mans «Collin» in der Bundesrepublik verurteilt und aus dem Schriftstellerverband ausgeschlossen. Nach dem Umbruch 1989 wählte der Schriftstellerverband der DDR ihn auf einem außerordentlichen Kongress im März 1990 zu seinem Ehrenvorsitzenden.

WANDERER ZWISCHEN DEN WELTEN

1981 erschien dann zunächst in der Bundesrepublik und erst 1988 in der DDR der Roman «Ahasver», der die Geschichte der biblischen Legende vom «Ewigen Juden», der die fehlerhafte Weltordnung zu verändern trachtet, erzählt. Auch das utopische Romanmodell über die Errichtung einer idealen Demokratie in Nachkriegsdeutschland «Schwarzenberg» erschien 1984 zuerst in München und 1990 noch in der DDR. Ebenso erging es seiner Autobiografie «Nachruf», die 1988 zunächst in München veröffentlicht wurde.

Schon 1983 vertraute Heym seinen Nachlass der Universität Cambridge an. In seinem 1981 verfassten Testament hatte er sich (wie vor ihm Bertolt Brecht, 1898–1956) die Anwesenheit von Vertreter*innen der DDR-Nomenklatura auf seinem letzten Weg verboten. Seine Geschichte in und mit der DDR beschrieb er des Öfteren als Prozess verloren gegangener Illusionen angesichts fehlender Alternativen. Bereits im November 1983 benannte er in

⁹ Vgl. auch Gellermann, Hermann: Judentum und Sozialismus. Zusammenhänge und Probleme in Literatur und Gesellschaft, Berlin 2022, S. 11.

einer Rede in den Münchner Kammerspielen die deutsche Teilung zuversichtlich als ein «vorübergehendes Phänomen», das einer Übereinkunft beider deutscher Staaten und ihrer Verbündeten bedürfte.¹⁰

Die Publikationsverbote in der DDR wirkten wie ein Werbeeffekt. Die Bücher erreichten ihre Leser*innen über die Grenze hinweg ebenso wie Essays und politische Kommentare zur Zeit via Fernsehen und Rundfunk aus dem Westen. Sicherlich war Heym sich darüber bewusst, durch seine Biografie und sein internationales Renommee geschützt zu sein. Selbst dann, wenn die Übergriffe des Staatsapparats an die Grenze des Zumutbaren gingen oder die Schikanen der ihn und seine zweite Frau Inge offensichtlich begleitenden Stasiüberwachung allzu penetrant wurden.

Legendär ist seine Rede vom 4. November 1989 auf dem Berliner Alexanderplatz, wo sich, unterschiedlichen Schätzungen zufolge, zwischen 400.000 und eine Million Menschen versammelt hatten, um gegen die verkrusteten politischen Verhältnisse in der DDR zu protestieren. «Es ist, als habe jemand das Fenster aufgestoßen nach all den Jahren der Stagnation ...»¹¹

WAS BLEIBT

Mit seinen in über 30 Sprachen übersetzten, international viel beachteten Romanen hat Stefan Heym die historischen Verläufe und menschlichen Schicksale in Themenfeldern wie Antifaschismus, Demokratie und Sozialismus beschrieben. Ein Leben lang haben ihn die Geschichte der

Arbeiter*innenbewegung und die des Judentums umgetrieben. An die impulsgebende Kraft des Wortes glaubend hat er sich in den verschiedensten Geschichtsverläufen als politisch aktiver Zeitgenosse, als «rigoroser Wahrheitsvermesser»¹² engagiert und eingemischt, um die Wirklichkeit transparenter zu machen. Stefan Heym verstand sich auch in der DDR als Kosmopolit, der sich als kritischer Sozialist durch alle historischen Wenden des Jahrhunderts von keiner Ideologie vereinnahmen oder gar in den Dienst nehmen lassen wollte.

Unverdrossen hing er der Idee einer sozialistischen Utopie an, die er sowohl gegen alle Zumutungen des real existierenden Sozialismus als auch in der Nachwendezeit im vereinten Deutschland, zuletzt in seiner Rede als Alterspräsident des Deutschen Bundestages 1994, vehement verteidigte. Die Deutschen in Ost und West rief er zu gegenseitiger Toleranz auf und mahnte: «Wie lange wird der Globus noch – der einzige, den wir haben – sich die Art gefallen lassen, wie diese Menschheit diese tausenderlei Güter produziert und konsumiert [...] die Menschheit kann nur in Solidarität überleben.»¹³

¹⁰ Heym, Stefan: Über Deutschland, in: ders.: Stalin verläßt den Raum, Leipzig 1990, S. 204. ¹¹ Heym, Stefan: Rede auf der Berliner Demonstration, in: ders.: Stalin verläßt den Raum, S. 288. ¹² Laabs, Joochen: Stefan Heym, der Wahrheitsvermesser, in: Hörnigk, Therese (Hrsg.): Ich habe mich immer eingemischt. Erinnerungen an Stefan Heym, Berlin 2013, S. 85. ¹³ Stefan Heym zit. n. Hörnigk, Therese: Heym im Deutschen Bundestag, in: Ossietzky 23/2014, S. 784–787.



Angelika Nguyen

ERINNERUNG ERFINDEN

DER SCHRIFTSTELLER JUREK BECKER (1937–1997)

Geboren vielleicht am 30. September 1937¹ im polnischen Lodz als einziges Kind von Mieczysław und Anette Bekker, erlebte Jurek Becker zunächst eine behütete Kindheit in einem säkularen jüdischen Elternhaus. Diese Normalität endete am 30. April 1940, als die Deutschen das Ghetto in Lodz errichteten und auch die Bekkers zwangen, dorthin umzuziehen. 1944 wurde die Familie deportiert – der Vater ins Konzentrationslager Auschwitz, Jurek zusammen mit seiner Mutter ins KZ Ravensbrück, dann ins KZ Sachsenhausen, das am 22. April 1945 durch die Rote Armee befreit wurde. Die Mutter starb im Juni 1945 an den Folgen der Haft. Der Vater, der Auschwitz überlebt hatte und sich fortan Max Becker nannte, fand Jurek durch eine US-amerikanische Hilfsorganisation und zog mit ihm in den sowjetischen Sektor Berlins.

Von den Gründen des Vaters, die Jurek Becker für den Verbleib ausgerechnet in einer deutschen Stadt angibt, lautet einer: «Er hat gehofft, dass die Diskriminierung von Juden gerade an dem Ort, an dem sie ihre schrecklichste Form angenommen hatte, am gründlichsten beseitigt werden würde.»² Die sowjetische Verwaltung stellte Verfolgte des Naziregimes zudem unter besonderen Schutz. So bekam Max Becker, ab Dezember 1945 Inhaber eines amtli-

chen Ausweises als «Opfer des Faschismus»,³ für sich und Jurek Vergünstigungen bei der Zuteilung von Essen, Wohnraum und bei der Gesundheitsversorgung.

Woran erinnerte sich der erwachsene Jurek Becker aus seiner frühen Kindheit im Elternhaus, in Ghetto und KZs? Nach eigener Auskunft an so gut wie nichts.

Sein Vater, der diese Lücke hätte füllen können, schwieg. Vielleicht in der guten Absicht, den Sohn und sich zu schützen. Aber die fehlende Erinnerung war für Jurek Becker eine lebenslange Last – und Antrieb zugleich. «Dennoch habe ich Geschichten über Ghettos geschrieben, als wäre ich ein Fachmann. Vielleicht habe ich gedacht, wenn ich nur lange genug schreibe, werden die Erinnerungen schon kommen. Vielleicht habe ich irgendwann auch angefangen, manche meiner Erfindungen für Erinnerungen zu halten.»⁴

1 Das Datum ist nicht sicher, vielen Quellen zufolge haben Beckers Eltern im Zuge der Erfassung und Zwangsumsiedlung der Familie durch die deutschen Besatzer ihren Sohn älter gemacht, um ihn für die Zwangsarbeit im Ghetto geeigneter erscheinen zu lassen, respektive vor der Ermordung zu bewahren. 2 Becker, Jurek: Mein Vater, die Deutschen und ich, in: ders.: Ende des Größenwahns. Aufsätze, Vorträge, Frankfurt a. M. 1996. 3 Gilman, Sander L.: Jurek Becker. Die Biographie, München 2002. 4 Becker, Jurek: Die unsichtbare Stadt, in: ders.: Unser einziger Weg ist Arbeit. Das Ghetto in Łódź 1940–1944, Wien 1990, S. 25



Jurek Becker bei einer Lesung in Amsterdam, 1981

Jurek Becker entschied sich für einen Stil der Beiläufigkeit: So beginnt sein berühmter Roman «Jakob der Lügner» mit der Beschreibung von Bäumen, die sich über eine ganze Seite zieht. Irgendwann kommt der Ich-Erzähler zu einem Baum, unter dem «meine Frau Chana erschossen worden» ist. Ausführlich werden die Bäume erzählt – der Mord nur knapp. Das Entsetzen überlässt Becker den Lesenden. In dieser Art fährt der Roman fort. Im Ghetto wird geliebt, gearbeitet, gestritten, orthodox gebetet, es werden Märchen erzählt, sogar Zukunftspläne geschmiedet. Aber die Deutschen sind da, als Wachposten, Verwalter, Totschieser, Prügler, als un-

ingeschränkte Machthaber. Unbeachtet bleibt von ihnen, dass es Menschen sind, die sie bewachen. Becker gibt den Ghettobewohner*innen zudem eine Vergangenheit, noch ist sie nah genug: Jakob betrieb eine Diele für Kartoffelpuffer und Eis, Kowalski war Friseur, Frankfurter Schauspieler, Schmidt Anwalt, Kirschbaum Kardiologe und Mischa sogar Boxer, auf dem Weg zum Schwergewicht «ist ihm das Ghetto dazwischengekommen, und seitdem geht es mit seinem Gewicht langsam abwärts.»

In der Erzählung «Die beliebteste Familiengeschichte» lässt Becker eine weit verzweigte Familie im Lublin der 1920er-Jahre

auferstehen, in deren Mitte Onkel Gideon immer wieder dieselbe witzige Geschichte erzählt. Nur ein kleiner Satz besagt, dass Onkel Gideon «schon ein sehr alter Mann [war], als sie ihn nach Maidanek brachten». Auch in der Erzählung «Die Mauer» sind die tödlichen Umstände scheinbar Nebensache. Das Ghetto wurde bereits geräumt, der fünfjährige Ich-Erzähler mit seinen Eltern in ein Sammellager gebracht, aber das Kind will heimlich zurück in die Wohnung, über die Mauer zum ehemaligen Ghetto, um seinen Stoffball zu holen. Dass es bei

zeugung, dass die DDR die richtige Konsequenz aus Nazideutschland, Krieg und Shoah war. 1968 kam es für ihn zur Zäsur – mit dem Einmarsch der sowjetischen Truppen in Prag.⁵ Beckers Protest gegen Wolf Biermanns Ausbürgerung und Reiner Kunzes Rauswurf aus dem Schriftstellerverband im Jahr 1976 waren nur Endpunkte seiner ständigen Auseinandersetzungen mit Behörden und Partei. 1977 zog Jurek Becker offiziell von Ost-Berlin nach West-Berlin um, konnte jedoch seinen DDR-Pass behalten und jederzeit zurückkehren.

**JUREK BECKER ENTSCIED SICH
FÜR EINEN STIL DER BEILÄUFIGKEIT –
DAS ENTSETZEN ÜBERLÄSST ER
DEN LESENDEN.**

Entdeckung von den Wachposten erschossen werden kann, spielt zunächst für das Kind keine Rolle, der Ball ist wichtig. In dieser Erzählung, der einzigen, in der Becker die Shoah ausschließlich aus der Sicht eines Kindes schildert, setzte er zudem seiner Mutter dezent ein Denkmal.

Dem Staat der DDR, in den er geraten war, stand Jurek Becker lange Zeit loyal gegenüber. Er war Sozialist. Früh trat er in die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED) ein, absolvierte freiwillig einen zweijährigen Dienst bei der Kasernierten Volkspolizei, dem Vorläufer der Nationalen Volksarmee (NVA). Becker war der Über-

Im multiethnisch bewohnten Bezirk Kreuzberg fühlte Becker sich wohl, erst recht, als er ab 1986 als Autor der TV-Serie «Liebling Kreuzberg» durchstartete. In dieser Reihe konnte er Kreuzberg in seiner Vielfalt porträtieren und die Figur des Anwalts Robert Liebling kreieren, den sein alter Freund Manfred Krug spielte. Die Serie, die fünf Staffeln erreichte, wurde ein enormer Publikumerfolg und ein Beispiel kluger und zugleich unterhaltsamer Fernseh dramatik.

⁵ So Becker in seinem letzten Interview, das am 23.3.1997 im *Spiegel* erschien, vgl. «Das ist wie ein Gewitter», Interview von Herlinde Koelbl mit Jurek Becker, in: *Der Spiegel* 13/1997.

Solcherart und auch privat im Westen angekommen, brach Jurek Becker jedoch nie wirklich mit der DDR. Vielmehr ärgerte ihn, dass der kritische westliche Blick stets nur auf DDR-Verhältnisse gerichtet war und nie auf die politischen Probleme in der BRD, von denen Becker genug sah. Im November 1988 begegnete er dann noch Ärgerem, nämlich einem Text des Schriftstellers Martin Walser in der Wochenzeitung *Die Zeit*,⁶ dem er kurz darauf in derselben Zeitung antwortete. In einer seitenlangen Abhandlung führte Walser aus, er wolle endlich wieder deutschen Nationalstolz fühlen, was er aber nicht dürfe; träumte sich Thüringen und Königsberg zurück und sah sich um seine schöne Kindheit gebracht, weil er mitdenken solle, dass zur selben Zeit Menschen in KZs transportiert worden seien.

Jurek Becker wurde in seiner Antwort ungewohnt direkt: «Tut mir leid, aber von meiner Familie sind an die zwanzig Personen vergast oder erschlagen oder verhungert worden, irgendwie spielt das für mich noch eine Rolle. Ich habe nicht so kuschlige Kindheitserinnerungen wie Walser.»⁷ Für ihn sei der Faschismus kein «erledigtes, enthauptetes, exotisches Ungeheuer», sondern «eine Möglichkeit, die gegenwärtig ist und im Auge behalten werden muss».⁸

Als die Mauer ein Jahr später tatsächlich fiel, schockierte das Jurek Becker auf neue Weise. Nicht, dass die DDR zerbrach, sondern was nun auf Deutschland zukam. Und obwohl sich Becker auf der Westseite der Mauer befand, sah er die Ostseite ungern untergehen. Der Begriff «Antifaschisti-

scher Schutzwall» war für Becker wohl keine Worthülse gewesen. Nun war der Wall weg, die Mehrheit der Bürger*innen in der DDR hatte es so gewollt. Becker sah den entfesselten Nationalismus, die Pogrome, die Hetzjagden, die rassistischen Morde in Ost und West. Das muss ihn umgetrieben haben.

Der anhaltenden Stigmatisierung der Ostdeutschen durch selbstgefällige Westdeutsche, eine Diktatur geduldet zu haben, begegnete Becker mit klaren Worten: «Ich bin mir absolut sicher, dass das Anpassungspotenzial der westdeutschen Bevölkerung nicht um ein Jota kleiner oder größer ist als das der ostdeutschen Bevölkerung. [...] Die letzte gesamtdeutsche Unternehmung, an der sie diese Verhaltensgleichheit hätten feststellen können, war das Nazireich.»⁹

**«WIR [DÜRFEN]
NIE AUFHÖREN [...],
ÜBER ALTERNATIVEN
ZU UNSERER HEUTIGEN
LEBENSFORM
NACHZUDENKEN.»**

6 Walser, Martin: Über Deutschland reden, in: *Die Zeit*, 4.11.1988.

7 Becker, Jurek: Gedächtnis verloren – Verstand verloren. Antwort an M. Walser, in: *Die Zeit*, 18.11.1988. 8 Ebd. 9 Jurek Becker im TV-Interview mit Günter Gaus in dessen Reihe «Zur Person» am 21.1.1993.

Offen ließ Jurek Becker zeitlebens und zur häufigen Verwunderung die Frage, ob er Jude sei: «Ich bin nicht unentwegt auf Identitätssuche. Ich weiß, dass ich ohne diese konkrete Herkunft ein völlig anderer wäre. Dass ich einen anderen Geschmack hätte, andere Vorlieben, eine andere Vorstellung von Gerechtigkeit, von Sprache, von Erzählen, von Witz, der Himmel weiß, wovon. [...] Die Frage ist nur, ob das Jude-Sein bedeutet.»¹⁰

Sicher ist, dass Jurek Becker als Autor fiktiver Geschichten über Jüdinnen und Juden in der Nazizeit neue ästhetische Standards setzte und die Shoah aus der Perspektive der Verfolgten spannend zu vergegenwärtigen wusste. Dabei erzählte er seine Figuren nicht als Opfer, sondern als Menschen. Allen, auch kleinsten Nebenfiguren, gab Becker einen Namen.

Sensibilisierung für das Verbrechen der Shoah war Beckers Anliegen, das Wiedererstarken der Nazis sein größtes Alptraum. Sein anderes literarisches Thema war Opportunismus, der fehlerhafte Systeme trägt. Damit zusammen hing Beckers Vision von einem demokratischen Sozialismus, um den er in der DDR vergebens gekämpft hatte. «Ich wünsche mir einen Sozialismus, dessen Voraussetzung ist, dass die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung ihn will und ihn akzeptiert. Dieser Zustand wird vermutlich nie eintreten. Eine andere Sache ist die, dass wir nie aufhören dürfen, über Alternativen zu unserer heutigen Lebensform nachzudenken.»¹¹

Bereits todkrank schrieb Jurek Becker noch die letzte Staffel von «Liebling Kreuzberg» fertig, mit ausgebreiteten Schwingen: Am Schreibtisch, sagte er, könne er fliegen.

ZUM WEITERLESEN

Becker, Jurek: Der Boxer, Rostock 1976.

Becker, Jurek: Bronsteins Kinder, Rostock 1987.

Becker, Jurek: Warnung vor dem Schriftsteller. Drei Vorlesungen in Frankfurt, Frankfurt a. M. 1990.

¹⁰ Spiegel-Interview Koelbl/Becker. ¹¹ TV-Interview Becker/Gaus.



Ingar Solty

FILM GEGEN DEN FASCHISMUS, KUNST FÜR DEN KOMMUNISMUS

KONRAD WOLF (1925–1982)

Konrad Wolf war 19, als er im Frühjahr 1945 als Offizier der Roten Armee und Staatsbürger der Sowjetunion nach Deutschland zurückkehrte – aus der «Heimat» zurück ins «Vaterland», das ihn und seine Familie 1935/1937 ausgebürgert hatte. Später sollte aus ihm der wohl bedeutendste Filmregisseur der DDR werden. Erst durch seine Tätigkeit machte er aus dem «Vaterland» seine «Heimat».

Der Krieg hatte ihn gewaltsam erwachsen gemacht. 22 Jahre nach Kriegsende drehte er den stark autobiografischen Film «Ich war neunzehn», eines der wichtigsten filmgeschichtlichen Dokumente zum Nationalsozialismus überhaupt. Der Film schildert, wie ein junger Mann zu begreifen versucht, wie der Faschismus entstehen konnte, wie ihm an die Macht verholpen wurde und wie er sich so lange halten konnte. Warum Hitlerdeutschland die Sowjetunion, das Land von Wolfs Kindheit, zerstörte. Warum es die Menschen dort versklaven wollte und 27 Millionen Sowjetbürger*innen im Vernichtungskrieg das Leben raubte, die Hälfte davon Zivilist*innen. Schließlich, warum die Nazibarbarei nur von außen besiegt werden konnte.

Geboren wird Wolf im württembergischen Hechingen. Sein Vater ist der schon zu Lebzeiten weltberühmte Schriftsteller und Arzt Friedrich Wolf, der in zweiter Ehe mit der Kindergärtnerin Else Dreiholz verheiratet ist. Friedrich ist ein moderner assimilierter Jude und aktiver Kommunist. Konrad und sein zweieinhalb Jahre älterer Bruder Markus wachsen in kommunistisch-libertärem Geist auf. Als ihr Vater für die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) kandidiert, gehören sie der Jugendorganisation der Internationalen Arbeiterhilfe an. Sie unterstützen den Wahlkampf mit Farbtopf und Pinsel und sammeln für die Rote Hilfe. Konrad gilt als das «wildere Kind». Sein Bruder Markus, später Chef und «Topspion» des DDR-Auslandsgeheimdiensts, beschreibt den Einfluss dieser frühen Erfahrungen so: «Mir scheint, dass damals der Grundstein für das weitere Leben gelegt wurde. Denn seitdem konnten wir uns ein Wirken außerhalb der Gemeinschaft, außerhalb eines Kollektivs Gleichgesinnter gar nicht mehr vorstellen.»¹

¹ Markus Wolf zit. n. Jacobsen, Wolfgang/Aurich, Rolf: Der Sonnensucher Konrad Wolf. Biographie, Berlin 2005, S. 49.

Nach der Machtübertragung an Hitler entkommt Vater Friedrich nur durch Zufall seiner Verhaftung. Er flieht auf Skiern nach Österreich und von dort in die Schweiz. Im Juni 1933 ist die Familie in der Schweiz wieder vereint. Über den Umweg der Bretagne flieht sie im März 1934 nach Moskau, weil in der Schweiz Kommunist*innen als «nicht (asylwürdig)» gelten.

In Moskau gewöhnen sich Konrad und Markus schnell ein und «lebten das nach, was ihre Eltern ihnen vorleben». Jahrzehnte später resümiert Wolf selbst: «Und wenn ich doch zu einem deutschen Kommunisten wurde, dann verdanke ich das den deutschen Kommunisten und Antifaschisten, die mich in der Emigration erzogen haben, in erster Linie meinen Eltern.»²

Zusammen mit den Kindern von Erich Weinert, Johannes R. Becher, Willi Breidel und Alfred Kurella besuchen die Brüder Wolf die Karl-Liebknecht-Schule, die von zumeist deutschen Exilant*innen in reformpädagogischem Geist geführt wird. Hier übt Konrad Wolf nicht nur unter der Leitung von Ernst Busch ein Kindertheaterstück über den Spanischen Bürgerkrieg ein, sondern macht auch seine erste Bekanntschaft mit dem Film. In Gustav von Wangenheim's Exilfilm «Kämpfer» spielt er zehnjährig eine kleine Rolle.

Konrad wird zum «fanatischen Kinogänger». Zugleich begreift er mit den Augen des Kindes die Kämpfe der kommunistischen Bewegung – wie die der Internationalen Brigaden zur Verteidigung der Spanischen Republik gegen den Faschismus – als seine Kämpfe. Er malt ihnen

**DER KRIEG
HATTE IHN
GEWALTSAM
ERWACHSEN
GEMACHT.**

Bilder, nimmt Anteil an den «spanischen Kriegswaisen, die in Leningrad ankommen und gleich weitergeschickt werden in die Erholungsheime überall im Land».³

Indes wird Konrads Leben auch durch die stalinistischen Verfolgungen und Schauprozesse geprägt. Zunächst wird sein Vater zum Opfer: Man setzt ihn Verdächtigungen aus. Friedrich Wolf leitet 1937 über Wilhelm Pieck und Palmiro Togliatti die Ausreise aus der «Menschenfalle», wie er es

² Konrad Wolf zit. n. ebd., S. 90. ³ Ebd., S. 114.



Konrad Wolf stellt im Februar 1977 in Ost-Berlin in dem neuen Gebäude der Akademie der Künste, der ehemaligen Volkskammer, seinen Film «Mama, ich lebe» vor.

nennt, ein. Er will als Arzt den Interbrigadist*innen nutzen, erreicht Spanien jedoch nicht. In Frankreich wird Friedrich Wolf als «Feindlicher Ausländer» unter entwürdigenden Bedingungen inhaftiert, während wenig später in der Sowjetunion sein neuestes Stück abgesetzt und – sofort nach dem Hitler-Stalin-Pakt von 1939 – auch die Verfilmung von «Professor Mamlock» verboten wird. Nach einer Odyssee erreicht er erst im März 1941 wieder Moskau. Als drei Monate später Nazideutschland die Sowjetunion überfällt, kommt es erneut zur Trennung, weil Markus und Konrad schon

eine Woche nach Kriegsbeginn evakuiert werden.

Den Terror erlebt Konrad trotz seiner Jugend hautnah. Geprägt ist die Erfahrung des Stalinismus von großer Verunsicherung, dem Virus des Misstrauens und dem Glauben, dass die Verhaftungen doch nicht ohne Grund geschehen können.

Zugleich aber ist die Zeit auch eine der geliebten Solidarität zwischen den Familien der Exilkommunist*innen. Für die von Konrad verehrte Mutter ist es selbstverständ-

lich, auch die Geliebte des Vaters Lotte Rayß und deren Tochter zu beherbergen. Konrad übt die ihm vorgelebte Solidarität im Verhältnis zu Lothar Wloch – einem seiner zwei besten Freunde –, der, obwohl «doch noch eigentlich ein Kind», infolge der Verhaftung seines Vaters «mit einem Mal der Mann, der Beschützer seiner Mutter und seiner kleinen Stiefschwester» geworden ist. In kindlicher Treue bietet er «dem Freund für eine Weile Sicherheit».⁴ Aus der gelebten Solidarität soll Wolfs oft betonte Großherzigkeit resultieren.

**IN DER BRD DARF «STERNE»
(1959) IM GEGENSATZ
ZUM GROS DER ANDEREN
DEFA-FILME GEZEIGT
WERDEN.**

Im Dezember 1942 wird Konrad Wolf eingezogen. Schon früh erlebt er die Gräu- el des Vernichtungskriegs. Dazu gehören auch Massaker der mit Nazideutschland verbündeten ukrainischen Nationalist*innen. Auch diese Erfahrungen schlagen sich in «Ich war neunzehn» nieder.

Wolf sieht die Notwendigkeit, Deutschland vom Faschismus zu befreien und hiernach ein neues, besseres Deutschland aufzubauen. Während die Rote Armee unaufhaltsam vorrückt, wendet er sich mit dem

Lautsprecherwagen direkt an die Wehrmachtssoldat*innen, um sie zum Aufgeben zu bringen – ein Auftrag, der ihn stolz macht. Aber das Hoffen auf ein neues Deutschland fällt ihm schwer. In seinem «Vaterland» verabscheut er die «Liebedienererei», die ihm jetzt begegnet. Im Tagebuch notiert er: «Ich war in Majdanek, in Sachsenhausen, ich habe Warschau während des Aufstandes und danach erlebt. Berlin war für mich Sinnbild dessen, wo das alles herkam, das Leid, die Millionen Toten, der Wahnsinn, der Fanatismus.»

Während eines Vortrags im Herbst 1945 an der Universität Halle zu den «Perspektiven der deutschen Jugend unter der neuen, antifaschistisch-demokratischen Ordnung» begrüßt ihn auf der Tafel ein aufgemalter Galgen und das Wort «Vaterlandsverräter». Wolf sehnt sich nach der «Heimat», bleibt trotzdem, aus Pflichtgefühl.

Die erste Zeit im Nachkriegsdeutschland beschreiben zwei Herausgeber eines opulenten DDR-Bandes als «Zwischen-Zeit, Zeit des Nicht-mehr und Noch-nicht».⁵ In Moskau nur bis zur neunten Klasse gekommen, holt er 1947/48 sein Abitur nach.

1949 wird Wolf zum Studium am Staatlichen Allunionsinstitut für Kinematographie in Moskau zugelassen. Er lernt hier unter Grigori Alexandrow, Sergej Gerassimow und Michail Romm Regie. In der DDR absolviert er seine Regieassistenzen bei Joris Ivens' Dokumentarfilmen «Freundschaft siegt» (1951) und «Blaue Wimpel

⁴ Ebd., S. 124. ⁵ Köppe, Barbara/Renk, Anne (Hrsg.): Konrad Wolf. Selbstzeugnisse – Fotos – Dokumente, Berlin 1985, S. 12.

im Sommerwind» (1953) sowie bei «Ernst Thälmann – Sohn seiner Klasse» (1954) von Kurt Maetzig, mit dem sein Vater wenige Jahre zuvor die Deutsche Film AG (DEFA) gegründet hatte.

Am 11. Juni 1955 heiratet Konrad Wolf, mittlerweile DDR-Bürger und Mitglied der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED), die Kostümbildnerin Annegret Reuter. Im selben Jahr schließt er seine Regieausbildung mit dem Film «Einmal ist keinmal» ab. Danach entstehen 15 Filme, die auch im kapitalistischen Westen gefeiert werden. Gleich Wolfs erster Kinofilm «Genesung» (1956) wird auf den Filmfestivals in Edinburgh und Damaskus geehrt. Der Durchbruch kommt dann ein Jahr später mit «Lissy» – einem einzigartigen (Sozial-)Psychogramm der einfachen kleinbürgerlichen Nazimitläufer, basierend auf einem Roman von F. C. Weiskopf.

Es folgen in kurzen Abständen weitere Filmklassiker. In «Sonnensucher» (1957), über den geheimen Uranabbau der Wismut AG («Uran für den Frieden»), zeigt Wolf das gesellschaftliche Klima zwischen menschlicher Deformation durch Faschismus und Krieg einerseits und hoffnungsvoller Aufbruchleidenschaft bei den Bemühungen um den Sozialismusaufbau andererseits. Der Film wird zensiert und erst 1972 wieder gezeigt. An Wolfs kommunistischer Überzeugung ändert dies nichts.

«Sterne» (1959) – ein Film über die typischen Deutschen und den Holocaust – erhält beim Filmfestival in Cannes den Sonderpreis der Jury. In der BRD darf er im Gegensatz zum Gros der anderen DE-

FA-Filme gezeigt werden, allerdings ohne den Entschluss des Helden, für die bulgarischen Partisan*innen Waffen zu besorgen.

Ein Jahr nach dem Gegenwartsfilm «Leute mit Flügeln» verfilmt Wolf 1961 «Professor Mamlock», das große Stück seines Vaters über einen großbürgerlichen Juden, der zu spät begreift, dass die Nazis auch die assimilierten jüdischen «Leistungsträger» nicht verschonen. Drei Jahre später verfilmt er mit «Der geteilte Himmel» Christa Wolfs Schlüsselroman zur deutschen Teilung. Zudem wird er als Nachfolger von Willi Bredel noch im selben Jahr zum Präsidenten der Akademie der Künste gewählt. Und auch nach «Ich war neunzehn» (1967) bleibt er der Verfilmung literarischer Vorlagen treu.

1980 folgt dann sein letzter vollständiger Film: «Solo Sunny», ein Film über eine Außenseiterin und Sängerin auf der Suche nach einem erfüllenden Leben in der DDR. Konrad Wolf war zu diesem Zeitpunkt erst 55 Jahre alt. Und doch wird er keinen Film mehr vollenden. Sein Großprojekt «Busch singt» über den zwei Jahre zuvor verstorbenen «Barrikaden-Tauber» Ernst Busch setzen andere fort. Aber von den dazugehörigen «Sechs Filmen über die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts» stammen noch fünf von ihm. Eine Krebserkrankung beendete am 7. März 1982 das Leben des großen Künstlers.



Gertrud Pickhan

«DAS GHETTO KÄMPFT»

JÜDISCHER WIDERSTAND IN WARSCHAU UND WILNA

Bereits Ende 1945 veröffentlichte der damals 24-jährige Marek Edelman einen Augenzeugenbericht zum Aufstand im Warschauer Ghetto.¹ Dieser Aufstand gilt in der Geschichte des jüdischen Widerstands im deutsch besetzten Osteuropa als Schlüsselereignis. Im Frühjahr 1943 trotzten junge jüdische Kämpfer*innen einige Wochen lang den militärisch weit überlegenen SS- und Wehrmachtseinheiten. Bereits im Winter 1941/42 wurde im Ghetto Wilna (heute Vilnius) durch das berühmte Manifest von Abba Kovner eine starke Motivation für den bewaffneten Kampf geschaffen. Es enthält die Zeile: «Wir lassen uns nicht wie Schafe zur Schlachtbank führen!» Ebenfalls in Wilna entstand das vielfach gesungene jiddische Partisan*innenlied «Zog nit keyn mol» («Sag niemals»), das Mut machte und Kraft gab.

Im Folgenden wird der bewaffnete jüdische Widerstand in Warschau und in Wilna beispielhaft dargestellt, um damit nicht zuletzt auch die Annahme einer jüdischen Passivität angesichts der Verfolgung zu widerlegen.²

ZENTREN JÜDISCHEN LEBENS

Bis zum Überfall der deutschen Wehrmacht auf Polen am 1. September 1939 waren die beiden Städte die wichtigsten Zentren der jüdischen Bevölkerung in der Zweiten Polnischen Republik. Warschau war die Hauptstadt des Landes, Juden und Jüdinnen lebten dort seit dem Mittelalter. Jedoch kam es in der Folgezeit mehrfach zu Ausweisungen, erst im Zuge der Napoleonischen Kriege erhielt die jüdische Bevölkerung Anfang des 19. Jahrhunderts in der Hauptstadt Siedlungsrecht. Tradition und Moderne prägten seither die jüdischen Lebenswelten und die Vielfalt der Lebensentwürfe, die sich jedoch noch weitgehend religiös definierten. Die meisten Jüdinnen und Juden lebten in einfachen Verhältnissen im nördlichen Teil der Innenstadt, wo allmählich ein von Handwerk und Kleinhandel geprägtes jüdisches Viertel entstand. Wohlhabende jüdische Kaufleute, Unternehmer und Bankiers trugen wesentlich dazu bei, dass Warschau im 19. Jahrhundert neben Lodz zur wich-

1 Edelman, Marek: *Getto walczy*, Warszawa 1945 (dt. Übersetzung: *Das Ghetto kämpft. Warschau 1941–1943*. Mit einem Vorwort von Ingrid Strobl, Berlin 1993). 2 Es werden in diesem Text die gängigen Ortsnamen verwendet, die im Deutschen gebräuchlich sind. Bei weniger bekannten Städten im östlichen Europa werden die Ortsnamen in der gegenwärtigen Landessprache angegeben.

tigsten Industriemetropole Polens wurde. In der Zwischenkriegszeit lebten circa 350.000 Jüdinnen und Juden in Warschau und bildeten damit die größte jüdische Gemeinde Europas und nach New York die zweitgrößte weltweit. Ihr Anteil an der Hauptstadtbevölkerung betrug gut 30 Prozent.³

Wilna dagegen war in der jüdischen Welt als «Jerusalem Litauens» und als Zentrum jüdischer Gelehrsamkeit bekannt. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde der Gaon von Wilna als Verfechter einer rationalen Auslegung von Talmud und Thora zum vehementesten Gegner des Chassidismus. Im Zuge der Modernisierung der osteuropäisch-jüdischen Lebenswelten wurde Wilna im 19. Jahrhundert zu einem der wichtigsten Zentren der Haskala, der jüdischen Aufklärung. Es entstanden jüdische Schulen mit modernen Bildungskonzepten und ein vielschichtiges jüdisches Presse- und Verlagswesen. Berühmt wurde die Stadt auch durch die 1892 gegründete Straszun-Bibliothek, die auf der Basis einer privaten Sammlung zur größten jüdischen Bibliothek in Europa wurde. Seit 1925 vertrat das Jüdische Wissenschaftliche Institut (Yidisher Visnshaftliker Institut, YIVO) ein modernes Wissenschaftskonzept. Auch in Wilna waren rund 30 Prozent der Stadtbevölkerung jüdisch.

Ein sehr berührendes Bild des jüdischen Lebens in den beiden Städten zeichnen Kurzfilme, die 1938 und 1939 von der Warschauer Produktionsfirma Kinor der Brüder Shaul und Yitshak Goskind gedreht wurden.⁴ Neben Warschau und Wilna wurden auch Krakau, Lemberg, Białystok und

Lodz porträtiert. Die Filme waren für die jüdischen landsmanshaftn in den USA bestimmt, also für jüdische Migrant*innen, die ihre Wurzeln in diesen polnischen Städten hatten; sie zeigen die großstädtischen jüdischen Lebenswelten kurz vor deren Zerstörung durch die Nationalsozialisten.

VERFOLGUNG UND ZIVILER WIDERSTAND

Unmittelbar nach dem Einmarsch der deutschen Truppen am 29. September 1939 in Warschau begann die Diskriminierung und Demütigung der jüdischen Bevölkerung. Es kam zu Verhaftungen und gewalttätigen Ausschreitungen; jüdischer Besitz wurde beschlagnahmt. Die Nationalsozialisten setzten einen «Judenrat» ein. Als Kennzeichnung wurde im November 1939 eine weiße Armbinde mit blauem Davidsstern eingeführt. Am 12. Oktober 1940, dem höchsten jüdischen Feiertag Jom Kippur, wurde die Einrichtung eines Ghettos bekannt gegeben, das Mitte November abgeriegelt wurde.⁵ Die drei Meter hohe und 18 Kilometer lange Mauer, die das Ghetto umgab, musste von der jüdischen Gemein-

3 Ausführlicher vgl. Dynner, Glenn/Guesnet, François (Hrsg.): Warsaw. The Jewish Metropolis. Essays in Honor of the 75th Birthday of Professor Antony Polonsky, Leiden 2015. 4 Die Filme sind – allerdings in schlechter Qualität und mit einer englischen Synchronisation des jiddischen Originaltons – im Spielberg Jewish Film Archive auf YouTube zu sehen: A Day in Warsaw, unter: www.youtube.com/watch?v=Wv6NgPUI6rl; Jewish Life in Wilno, unter: www.youtube.com/watch?v=bqZLKXT9imU. Als DVD sind die Kurzfilme in guter Qualität mit jiddischem Originalton und englischen Untertiteln bestellbar beim National Center for Jewish Film an der Brandeis University in Waltham, Massachusetts. 5 Zur Geschichte des Warschauer Ghettos vgl. Engelking, Barbara/Leociak, Jacek: The Warsaw Ghetto. A Guide to the Perished City, New Haven/London 2009; Roth, Markus/Löw, Andrea: Das Warschauer Ghetto. Alltag und Widerstand im Angesicht der Vernichtung, München 2013.



Das Wandgemälde erinnert an den letzten Anführer des Aufstands im Warschauer Ghetto Marek Edelman. Es entstand 2013 zum 70. Jahrestag des Aufstands an der Nowolipki Straße 9b im Warschauer Stadtteil Muranów und ist ein Projekt von Dariusz Paczkowski.

de finanziert werden. Rund 400.000 Juden und Jüdinnen wurden auf diese Weise von der Umwelt abgeschnitten, im März 1941 wuchs die Anzahl durch Verlegungen aus kleineren Ghettos auf 460.000 Menschen, die auf engstem Raum mit mehreren Personen pro Zimmer zusammenlebten. Zunächst erschien die Arbeit für deutsche Firmen und die Wehrmacht lebensrettend. Auch der Schmuggel, an dem Kinder beteiligt waren, sorgte für Lebensmittel, die im Ghetto äußerst knapp waren. Hunger, Tuberkulose und Fleckfieber hatten zur Folge, dass noch vor dem Beginn der Deportationen in das Vernichtungslager Treblinka circa 100.000 Menschen im Ghetto starben.

Unter diesen Umständen ist höchst beeindruckend, was die jüdische Selbsthilfe leistete. Die Einrichtung von Suppenküchen, Krankenhäusern, Waisenhäusern und anderen Einrichtungen half den Notleidenden. Kultur- und Bildungsveranstaltungen und religiöse Handlungen wirkten der Entmenschlichung durch die Nazis entgegen und gaben den Menschen im Ghetto ihre Würde zurück. Die polnisch-jüdische Historikerin Ruta Sakowska (1922–2011) bezeichnete all diese Bemühungen bereits in den frühen 1970er-Jahren in ihrer Dissertation als «zivilen Widerstand».⁶ Die Bedeutung dieses zivilen Widerstands ist kaum hoch genug einzuschätzen, denn es gehörte großer Mut dazu, soziale, kulturelle wie auch politische Aktivitäten – zumeist im Untergrund – durchzuführen und damit die Menschen im Ghetto immer wieder an ihren Wert und ihre Menschlichkeit zu erinnern. Im Jüdischen Historischen Institut in Warschau war Ruta Sakowska bis zu ihrem Tod für das Ringelblum-Archiv zuständig. Unter der Bezeichnung «Oneg Shabat» («Freude des Sabbat») wurden in diesem von dem Historiker Emanuel Ringelblum geleiteten Untergrundarchiv ab November 1940 Dokumente gesammelt, mit denen die Leiden der Menschen in Warschau und in anderen Ghettos für die Nachwelt festgehalten werden sollten.⁷

Wilna wurde in Folge des Hitler-Stalin-Pakts zunächst am 19. September 1939 von sowjetischen Truppen besetzt, dann kurzzeitig an Litauen übergeben, was die Stadt zu einem wichtigen Fluchtpunkt machte. 12.000 bis 15.000 Jüdinnen und Juden aus Polen fanden dort zeitweise Schutz. Im Sommer 1940 wurde Litauen

von der Sowjetunion annektiert und Wilna zur Hauptstadt der sowjetischen Republik Litauen erklärt.⁸ Nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion besetzte die deutsche Wehrmacht die Stadt am 24. Juni 1941; zu diesem Zeitpunkt lebten dort etwa 60.000 jüdische Menschen. Zu den nach Wilna Geflüchteten gehörte auch Herman Kruk (1897–1944). Bis zum Kriegsausbruch hatte er als Mitglied des Allgemeinen Jüdischen Arbeiterbunds, kurz «Bund»,⁹ die Grosser-Bibliothek in Warschau geleitet. Im Ghetto Wilna, das zunächst aus zwei Teilen bestand, nutzte er vorhandene Bücherbestände zum Aufbau einer Ghettobibliothek. Diese Bibliothek wurde zu einem wichtigen Informationszentrum und Herman Kruk begann schon bald mit seinen Aufzeichnungen für die Chronik des Ghettos.¹⁰ Auch darin finden sich eindrucksvolle Berichte über so-

6 Die Dissertation wurde 1993 in überarbeiteter Form bereits in zweiter Auflage veröffentlicht und erschien 1999 auch in deutscher Übersetzung: Sakowska, Ruta: *Ludzie z dzielnicy zankińskiej. Z dziejów Żydów W Warszawie w latach okupacji hitlerowskiej październik 1939–marzec 1943*, Warszawa 1993 (dt. Übersetzung: *Menschen im Ghetto. Die jüdische Bevölkerung im besetzten Warschau 1939–1943*, Osnabrück 1999). 7 Kasow, Samuel D.: *Ringelblums Vermächtnis. Das geheime Archiv des Warschauer Ghettos*, Reinbek 2010. 8 Zur Geschichte der litauischen Hauptstadt vgl. Schulze Wessel, Martin/Götz, Irene/Makhotina, Ekaterina (Hrsg.): *Vilnius. Geschichte und Gedächtnis einer Stadt zwischen den Kulturen*, Frankfurt a. M. 2010; zur Geschichte ihrer jüdischen Bewohner*innen vgl. Kotowski, Elke-Vera/Schoeps, Julius (Hrsg.): *Vilne, Wilna, Wilno, Vilnius. Eine jüdische Topografie zwischen Mythos und Moderne*, Berlin 2017. 9 Vgl. Pickhan, Gertrud: *National-kulturelle Autonomie, Jiddisheit und Internationalismus. Der Allgemeine Jüdische Arbeiterbund «Bund» im östlichen Europa*, in: Altieri, Riccardo/Hüttner, Bernd/Weis, Florian (Hrsg.): «Die jüdische mit der allgemeinen proletarischen Bewegung zu vereinen». Jüdinnen und Juden in der internationalen Linken, Bd. 1, Berlin 2021, S. 15–25, unter: www.rosalux.de/publikation/id/45015. 10 Kruk, Herman: *The Last Days of the Jerusalem of Lithuania. Chronicles from the Vilna Ghetto and the Camps, 1939–1944*, hrsg. von Binyamin Harshav, New Haven, Conn. 2002; ders.: *Zwischen den Fronten. Aufzeichnungen aus den Jahren 1940–1944. Jiddische Texte mit Übersetzung*, Seelze 1990; vgl. auch Arad, Yitzhak: *Ghetto in Flames. The Struggle and Destruction of the Jews in Vilna in the Holocaust*, Jerusalem 1980.

**ABBA KOVNER UND HIRSH GLIK
HINTERLIESSEN DER NACHWELT
ZENTRALE SCHRIFTLICHE ZEUGNISSE,
DIE DIE ANGEBLICHE PASSIVITÄT
DER JÜDISCHEN OPFER WIDERLEGEN.**

ziale und kulturelle Einrichtungen, die das von Demütigungen, Hunger, Krankheit und Tod gezeichnete Leben ein wenig erträglicher machten. Im Ghetto Wilna fanden vergleichsweise viele Kultur- und Bildungsveranstaltungen statt, wodurch das «Jerusalem Litauens» nun zu einem «Jerusalem der Ghettos» wurde.¹¹

Bereits kurz nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Vilnius begannen erste Massenerschießungen im nahegelegenen Wald Ponar, die bis zur Auflösung des Ghettos fortgesetzt wurden. Bis Dezember 1941 ermordeten die SS und litauische Hilfstruppen dort ungefähr 40.000 Ghettobewohner*innen. Dies führte Anfang 1942 zur Gründung der Vereinigten Partisanenorganisation (Fareynikte Partisaner Organizatsye, FPO). Es waren vor allem junge Männer und Frauen, die erkannt hatten, dass die Deutschen eine systematische und vollständige Vernichtung der Judenheiten planten. Welchen Schluss sie daraus zogen, zeigt das Manifest, das Abba Kovner am 31. Dezember 1941 vor 150 Mitgliedern zionistischer Jugendorganisationen im Ghetto Wilna verlas. Es rief erstmals zum bewaffneten Widerstand auf und gilt als Gründungsmanifest des bewaffneten Kampfes in den Ghettos.

Die FPO wurde nur kurz nach der Verkündigung dieses Manifests am 21. Januar 1942 als erste Widerstandsorganisation im besetzten östlichen Europa gegründet; Abba Kovner war daran beteiligt. Auch der «Bund» trat kurze Zeit später der FPO bei. Es wurden Bataillone mit je 100 bis 120 Männern und Frauen gebildet, die in kleinere Untergruppen gegliedert waren und auf einen bewaffneten Kampf vorbereitet wurden. Auch sollte der Kontakt zu anderen Ghettos aufgebaut werden, um vor dem Hintergrund der Massenerschießungen im Wilnaer Gebiet auch dort zum Widerstand aufzurufen. Das Oberkommando erhielt Yitzhak Wittenberg (1907–1943), der aus einer Arbeiter*innenfamilie stammte, in der Zeit der sowjetischen Besetzung Wilnas als kommunistischer Aktivist bekannt war und im Untergrund des Ghettos Wilna viele Organisationserfahrungen gesammelt hatte. Nachdem ihn ein Kommunist verraten hatte, verlangte der «Judenrat» unter der Leitung von Jakob Gens (1905–1943) seine Auslieferung. Wittenberg war kurzzeitig in Haft, konnte aber von der FPO befreit werden. Nur die Drohung von Jakob Gens, dass das Ghetto im

¹¹ Vgl. dazu Lipphardt, Anne: Vilne. Die Juden aus Vilnius nach dem Holocaust, Paderborn 2010, S. 101 f.

Falle einer Nichtauslieferung Wittenbergs aufgelöst und seine Bewohner*innen deportiert würden, führte dazu, dass er sich am 16. Juli 1942 der jüdischen Polizei stellte. Vermutlich nahm sich Wittenberg im Gestapogefängnis das Leben.¹²

Nach seinem Tod übernahm Abba Kovner das Oberkommando der FPO. Kovner wurde 1918 geboren. Über seinen Geburtsort liegen unterschiedliche Angaben vor.¹³ 1927 kam Kovner mit seinen Eltern und Geschwistern nach Wilna, wo er das hebräischsprachige Tarbut-Gymnasium besuchte. Anschließend studierte er Bildhauerei an der Wilnaer Kunsthochschule, engagier-

te gleichsam einen mentalen und emotionalen Motivationsanker mit großem Ermüdungspotenzial für alle jiddischsprachigen Widerstandskämpfer*innen. Auch hinterließen sie damit der Nachwelt zentrale schriftliche Zeugnisse, die die angebliche Passivität der jüdischen Opfer widerlegen. Dies ist wohl die wichtigste Hinterlassenschaft des Widerstands im Ghetto Wilna, mit der die im «Jerusalem Litauens» begonnenen Traditionen unter bis dahin unvorstellbaren Umständen fortgesetzt wurden.

Anders als in Warschau kam es in Wilna nicht zu einem Aufstand. Nach der Auslieferung Wittenbergs begann die FPO da-

**ES IST EINE BESONDERHEIT DES BEWAFFNETEN JÜDISCHEN
WIDERSTANDS IM BESETZTEN OSTEUROPA, DASS VIELE FRAUEN
MASSGEBLICH DARAN BETEILIGT WAREN.**

te sich aber auch schon früh in der linkszionistischen Jugendbewegung Hashomer Hatzair. Auch Hirsh Glik (1920/22–1944) war deren Mitglied; nachdem er sich 1943 der FPO angeschlossen hatte, schrieb er den Text des wohl berühmtesten jiddischen Partisan*innenliedes «Zog nit keyn mol, az du geyst dem letstn veg» («Sag niemals, dass du den letzten Weg gehst»). Es endet mit den Worten «Mir zaynen do!» («Wir sind da!») und verweist damit auf das Fortbestehen des jüdischen Volkes trotz aller Verfolgungen.¹⁴

Abba Kovner und Hirsh Glik lieferten mit dem Manifest und der Partisan*innenhym-

¹² Arno Lustiger gibt dagegen an, dass Wittenberg im Gefängnis noch am Tag seiner erneuten Verhaftung ermordet wurde, vgl. Lustiger, Arno: Zum Kampf auf Leben und Tod! Vom Widerstand der Juden 1933–1945, Köln 1994, S. 267. ¹³ Nach Dina Porat, die eine umfangreiche Biografie Kovners verfasste, wurde Abba Kovner in Sevastopol auf der Krim geboren, vgl. Porat, Dina: The Fall of a Sparrow. The Life and Times of Abba Kovner, Stanford 2010, S. 3. Jedoch finden sich im Litauischen Zentralen Staatsarchiv einige Dokumente, u. a. ein handschriftlicher autobiografischer Text Kovners, in denen als Geburtsort Oszmiana, im heutigen Belarus Ašmiany, 52 Kilometer von Vilnius entfernt, angegeben wird, vgl.: Where was Abba Kovner born?, unter: www.jmusem.lt/en/historical-research/i/241/. ¹⁴ Eine von Wolf Biermann verfasste Übertragung des vollständigen Textes ins Deutsche findet sich bei Lustiger: Zum Kampf auf Leben und Tod!, S. 306–307. Die Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem liefert online weitere Informationen zu der Partisan*innenhymne, die man dort auch hören kann: www.yadvashem.org/yv/en/exhibitions/music/never-say.asp. Hirsh Glik wurde nach der deutschen Besetzung Wilnas zusammen mit seinem Vater in zwei Arbeitslager verschleppt und kam nach deren Auflösung Anfang 1943 ins Getto Wilna. Im September 1943 wurde er mit seiner FPO-Einheit gefangengenommen und in ein Lager nach Estland gebracht. Im Sommer 1943 wurden Hirsh Glik und acht weitere FPO-Mitglieder nach einem Fluchtversuch erschossen.

mit, einen Partisan*innenstützpunkt im Wald einzurichten, da zu befürchten war, dass sie zu wenig Rückhalt bei den Ghettobewohner*innen hatte. Dies sollte sich bewahrheiten, als am 1. September 1943 die Auflösung des Ghettos mit Deportationen nach Estland begann. Dem Aufruf zum Widerstand wurde kaum gefolgt, da man glaubte, zu Arbeitseinsätzen nach Estland gebracht zu werden. Am Abend des 1. September kam es zu bewaffneten Kämpfen mit der SS, deren Aussichtslosigkeit aber dazu führte, dass die FPO den Plan zu einem Aufstand aufgab. Die meisten der 500 bis 700 Mitglieder flohen in die Wälder, viele schlossen sich den sowjetischen Partisan*innen an. Abba Kovner und weitere 60 bis 80 Kämpfer*innen, unter ihnen auch Vitka Kempner (1920–2012), Kovners spätere Ehefrau, blieben noch bis zur Auflösung des Ghettos am 23. September 1943 in Wilna und flohen erst dann.

Vitka Kempner wurde 1920 in Kalisz geboren, nahm ein Studium an der Hochschule für jüdische Studien in Warschau auf und flüchtete 1939 aus dem besetzten Polen nach Wilna. Auch sie gehörte der zionistischen Jugendorganisation Hashomer Hatzair an und führte als FPO-Mitglied mehrere Sabotageakte auf deutsche Militärszüge durch. Ihr kam zudem eine besondere Rolle bei der Organisation der Flucht in die Wälder zu. Es ist eine Besonderheit des bewaffneten jüdischen Widerstands im besetzten Osteuropa, dass viele Frauen maßgeblich daran beteiligt waren.¹⁵

Dies gilt auch für Warschau, wo Zivia Lubetkin (1914–1978) zum Führungsstab der Jüdischen Kampforganisation, bekannt als

ŻOB (poln. Żydowska Organizacja Bojowa), gehörte. Sie wurde 1914 in Bycień, heute in Belarus, geboren, wo sie eine staatliche polnische Schule besuchte und Hebräisch im Privatunterricht lernte. Mit 16 Jahren wurde sie Mitglied der zionistischen Jugendorganisation Freiheit; drei Jahre später trug sie in Warschau wesentlich zu deren Vereinigung mit Hechalutz bei. Für diese Jugendorganisation koordinierte Zivia Lubetkin dann die Ausbildungszentren in ganz Polen und war bereits zu diesem Zeitpunkt eine bewunderte Persönlichkeit. Nach Kriegsbeginn hielt sie sich zunächst im sowjetisch besetzten Lemberg auf, im Januar 1940 fuhr sie nach Warschau, wo sie fortan im Ghetto wichtige Aufgaben übernahm. Noch vor der Gründung der ŻOB war sie am Antifaschistischen Block beteiligt, der sich gegründet hatte, als auch in Warschau klar geworden war, dass die deutsche Besatzungsmacht die vollständige Vernichtung der Judenheiten anstrebte. Seine Mitglieder waren Linkszionist*innen und Kommunist*innen.

Die ŻOB wurde nach dem Beginn der großen Deportationen in das Vernichtungslager Treblinka im Juli 1942 gegründet. Das Jüdische Nationalkomitee, dem einige bekannte Persönlichkeiten des Ghettos angehörten, unterstützte sie. Die rechtszionistische Partei der Revisionisten gründete eine eigene Kampforganisation, den Jüdischen Militärbund, der während des Aufstands im Warschauer Ghetto die Führungsposition der ŻOB akzeptierte.

¹⁵ Diesen «vergessenen» Frauen widmet sich Judy Batalion in ihrer historischen Reportage «Sage nie, es gäbe nur den Tod für uns». Die vergessene Geschichte jüdischer Freiheitskämpferinnen, München 2021.



Abba-Kovner-Skulptur in einer Ausstellung in Tel Aviv

Vom 22. Juli bis zum 24. September 1942 wurden in Treblinka mindestens 280.000 Menschen in den Gaskammern ermordet. Es verblieben noch etwa 60.000 Jüdinnen und Juden im Ghetto, von denen 35.000 Arbeitsausweise hatten. Nun erst erhielt die ŻOB Waffen vom kommunistischen Widerstand in Warschau, später auch von der Heimatarmee (poln. Armija Krajowa), der wichtigsten national-polnischen Widerstandsorganisation. Nach dem Ende der großen Deportation wuchs unter den Menschen im Ghetto die Bereitschaft zu kämpfen. Auch der «Bund» schloss sich der ŻOB an, die zunächst nur aus Mitgliedern der zionistischen Jugendorganisationen bestanden hatte. Im

Führungsstab waren unter anderem Zivia Lubetkin und ihr späterer Ehemann Yitzhak Zuckerman (1915–1981), der wie Lubetkin bereits aktives Mitglied im Antifaschistischen Block gewesen war.

Im November 1942 übernahm Mordechai Anielewicz (1919/20–1943) das Oberkommando der ŻOB, nachdem zuvor zwei Mitglieder des Führungsstabs verhaftet und Waffen der ŻOB bei Razzien im Ghetto gefunden worden waren. Anielewicz hatte bereits vor 1939 in der Jugendorganisation Hashomer Hatzair in Warschau Führungspositionen inne. Nach Kriegsausbruch floh er zunächst nach Ostpolen, wo er von den sowjetischen Besatzern verhaftet wurde.

Nach seiner Freilassung kehrte er kurzzeitig nach Warschau zurück und begab sich anschließend nach Wilna, von wo aus er wieder nach Warschau geschickt wurde, um den Widerstand in den Ghettos im deutsch besetzten Polen zu stärken. Im Sommer 1942, als die große Deportation nach Treblinka begann, hielt sich Anielewicz in Ostoberschlesien auf. Nach seiner Rückkehr in das Warschauer Ghetto wurde er im November 1942 aufgrund seiner Organisationserfahrungen zum Oberkommandierenden der ŻOB ernannt.

Im Führungsstab der ŻOB vertrat Marek Edelman (1921–2009) den «Bund». Edelman kam mit seinen Eltern als Kleinkind von Gomel (heute Belarus) nach Warschau. Seine Mutter war dort Mitglied des «Bund», auch Marek Edelman wurde in dessen Jugendorganisation Tsukunft («Zukunft») aufgenommen. Anders als die zionistischen Widerstandskämpfer*innen, die den Holocaust überlebten und später nach Israel gingen, blieb Edelman bis zu seinem Tode in Polen und veröffentlichte dort bereits Ende 1945 seinen Zeitzeugenbericht über den Aufstand im Warschauer Ghetto.¹⁶

Da die jungen Widerstandskämpfer*innen davon ausgingen, dass der Massenmord mit dem Ende der großen Deportation noch nicht aufhören würde, nutzten sie die verbleibende Zeit, um sich auf den bewaffneten Kampf vorzubereiten und weitere Waffen zu besorgen. Mehreren ŻOB-Mitgliedern gelang es nunmehr, jenseits des Ghettos noch mehr Munition vom polnischen Widerstand zu erhalten. Den Widerstandskämpfer*innen war jedoch be-

wusst, dass ihnen die deutschen Truppen in militärischer Hinsicht weit überlegen waren. Wie Marek Edelman 1945 festhielt, ging es den jungen Männern und Frauen darum, «sich nicht abschlagen zu lassen, wenn sie kamen, uns zu holen. Es ging nur um die Art zu sterben.»¹⁷

AUFSTAND

Als die SS am 18. Januar 1943 mit erneuten Deportationen beginnen wollte, stieß sie zu ihrer Überraschung in mehreren Bereichen des Ghettos auf bewaffnete Gegenwehr. Den Aufforderungen der SS, sich für den Transport zu melden, kamen die meisten Ghattobewohner*innen nicht nach und versteckten sich stattdessen. Die ŻOB war für Straßenkämpfe aber noch nicht gut genug vorbereitet und ging daher zum Partisan*innenkampf über. Da die SS die «Januar-Aktion» nach drei Tagen abbrach, hatten die ŻOB-Mitglieder ein wichtiges Zeichen gesetzt. Wie Marek Edelman 1945 festhielt, war der «Nimbus vom allmächtigen Deutschen» zum ersten Mal «zusammengebrochen».¹⁸

Bis Mitte April 1943 intensivierte die ŻOB ihre Vorbereitungen auf einen erneuten bewaffneten Kampf. Es gelang, alle Kämpfer*innen mit einer Waffe auszustatten. Auch die Organisations- und Kommunikationsnetzwerke der Kampfverbände wurden wesentlich verbessert. Zum Schutz der verbliebenen Ghattobevölkerung wurden Bunker angelegt, die durch ein Tunnelsystem in den Kellern verbunden waren.

¹⁶ Edelman: Das Ghetto kämpft. ¹⁷ Ebd., S. 12. ¹⁸ Ebd., S. 62.

Am frühen Morgen des 19. April 1945 sollten neue Deportationen beginnen. Auch diese «Aktion» wurde auf einen jüdischen Feiertag gelegt, den Vorabend des Pesach-Festes. Nunmehr begann ein 27 Tage dauernder Kampf zwischen höchst ungleichen Gegner*innen. Auf deutscher Seite kämpften etwa 1.500 schwer bewaffnete Soldaten, Polizisten und Offiziere, darunter auch 335 Mitglieder einer ukrainischen Einheit. Ihnen standen rund 750 junge jüdische Widerstandskämpfer*innen gegenüber. Umso bedeutsamer ist, dass sich die Deutschen angesichts der massiven Gegenwehr zunächst wieder zurückzogen.

Die ŻOB hatte mit Molotowcocktails Panzer und Fahrzeuge zerstören und zwölf Gegner töten können. Da die SS auch nach einem erneuten Vordringen ins Ghetto die jüdischen Widerstandskämpfer*innen nicht gefangen nehmen konnte und auch die Verstecke in den Bunkern nicht fand, begann sie damit, sämtliche Häuser im Ghetto niederzubrennen. Die ŻOB-Mitglieder hatten zuvor vielfach von den Dächern aus gekämpft und waren über diese auch geflohen, und mussten sich nun in die Bunker zurückziehen. Unter kaum vorstellbaren Bedingungen – das Ghetto stand in Flammen – wurde der Widerstand zunächst noch von dort aus fortgesetzt. Nachdem die SS am 8. Mai 1943 das Hauptquartier der ŻOB im Bunker der Miła-Str. 18 aufgespürt und seine Eingänge besetzt hatte, ließ sie Gas in den Bunker ein. Die dort verbliebenen Kommandeure, unter ihnen Mordechai Anielewicz, nahmen sich das Leben. Im Führungsbunker starben etwa 120 Menschen. Mehreren Dutzend ŻOB-Mitgliedern gelang es, das bren-

nende Ghetto durch die Abwasserkanäle zu verlassen.

Am 16. Mai 1943 erklärte der SS- und Polizeiführer Jürgen Stroop den Aufstand im Warschauer Ghetto für beendet. Als Zeichen seines Sieges ließ Stroop die außerhalb des Ghettos gelegene Große Synagoge in der Tłomacka-Straße abbrennen. Seinem Bericht über die Niederschlagung des Ghettoaufstands gab Stroop den Titel: «Es gibt keinen jüdischen Wohnbezirk in Warschau mehr».¹⁹ Circa 7.000 Jüdinnen und Juden wurden bis zum Ende des Aufstands ermordet, 7.000 Überlebende wurden nach Treblinka deportiert, 36.000 zur Zwangsarbeit in den Distrikt Lublin verschleppt. Dort wurden die Überlebenden später während der sogenannten Aktion Erntefest ermordet.²⁰

NEUES LEBEN

Die jüdischen Widerstandskämpfer*innen aus Wilna und Warschau, die nach der Auflösung der Ghettos noch lebten, kämpften weiter. Marek Edelman und andere nahmen am Warschauer Aufstand 1944 teil,²¹ viele FPO-Mitglieder schlossen sich der sowjetischen Partisan*innenbewe-

¹⁹ Wirth, Andrzej (Hrsg.): «Es gibt keinen jüdischen Wohnbezirk in Warschau mehr». Stroop-Bericht, Reprint, Berlin-Spandau/Darmstadt 1960. ²⁰ Roth, Löw, S. 207. ²¹ Am 1. August 1944 begann der Aufstand, mit dem die «Heimatarmee» den Versuch unternahm, die polnische Hauptstadt aus eigener Kraft von den deutschen Besatzern zu befreien. Die Kämpfe, in denen rund 180.000 Pol*innen den Tod fanden, dauerten bis Anfang Oktober 1944. Nach der Niederschlagung des Aufstands zerstörten die Deutschen das gesamte Stadtzentrum, vgl. dazu ausführlich Borodziej, Włodzimierz: Der Warschauer Aufstand 1944, Frankfurt a. M. 2001.

gung an. Abba Kovner und rund 50 weitere Überlebende gründeten 1945 die Organisation Nakam («Rache»); sie wollten sich an den Deutschen als Nation durch eine umfassende Vergiftung des Trinkwassers rächen.²² Letztlich aber war auch ihnen ein neues Leben in einem jüdischen Staat wichtiger. Abba Kovner, Vitka Kemper und andere ehemalige Partisan*innen lebten seit 1946 im Kibbuz En HaChoesch, Zivia Lubetkin und ihr Ehemann Yitzhak Zuckerman waren Mitbegründer*innen des Kibbuz Lochamej haGeta'ot («Kibbuz der Ghettokämpfer»). Im Eichmann-Prozess waren sie 1961 wichtige Zeug*innen und hinterließen auch schriftliche Erinnerungen an den jüdischen Widerstand in den Ghettos.

Marek Edelman blieb in Polen und arbeitete als Herzchirurg in Lodz. 1977 veröffentlichte Hanna Krall in Krakau ein Gesprächsbuch mit Marek Edelman, das den Titel trägt: «Dem lieben Gott zuvorkommen».²³ Völlig unpathetisch erzählt Edelman darin vom Alltag im Warschauer Ghetto und dem Aufstand und setzt dies auch mit seiner gegenwärtigen Tätigkeit als Herzchirurg in Beziehung. Dass er in Polen blieb, begründet Edelman mit seiner Funktion als «Hüter» der Erinnerung an das Ghetto und den Aufstand.²⁴ Zugleich beteiligte er sich an der demokratischen Opposition in der Volksrepublik und war Mitglied der Gewerkschaft Solidarność. 2009, im Jahr seines Todes, veröffentlichte Paula Sawicka erneut Erinnerungen Edelmanns, die sie im Gespräch mit ihm aufgezeichnet hatte. Sie tragen den Titel: «Und es gab Liebe im Ghetto».²⁵ Das Buch endet mit einer Rede Edelmanns von 1995 «Über die Erinne-

rung». Darin finden sich folgende Zeilen, denen nichts hinzuzufügen ist:

«Man muss sich vor allem an eins erinnern: was der Holocaust war. Es stimmt nicht, dass er etwas war, das nur die Juden angeht [...]. Es stimmt nicht, dass das eine Sache von 100.000 oder 200.000 Deutschen war, die sich persönlich an den Morden beteiligt haben. Nein, es betraf Europa und die europäische Zivilisation, die Todesfabriken errichtet hatte. Der Holocaust war die Niederlage der Zivilisation. Und leider endete diese Niederlage nicht mit dem Jahr 1945.»²⁶

ZUM WEITERLESEN

Roth, Markus/Löw, Andrea: Das Warschauer Ghetto. Alltag und Widerstand im Angesicht der Vernichtung, München 2013.

Edelman, Marek: Erinnerungen an das Warschauer Ghetto. Das Ghetto kämpft, Ditzingen 2024.

Porat, Dinah: The Fall of a Sparrow. The Life and Times of Abba Kovner, Stanford 2010.

²² 2019 veröffentlichte die israelische Historikerin Dina Porat die erste umfassende Studie zu Nakam, die 2021 auch in deutscher Übersetzung erschien: Porat, Dina: «Die Rache ist Mein allein». Vergeltung für die Shoah: Abba Kovners Organisation Nakam, Leiden 2021. Vgl. auch den Song von Daniel Kahn «Six million Germans/Nakam» unter: www.youtube.com/watch?v=nTOHlt-q5Xow. ²³ Krall, Hanna: Zdażyc przed Panem Bogem, Kraków 1977 (dt. Übersetzung: Schneller als der liebe Gott. Mit einem Vorwort von Willy Brandt, Frankfurt a. M. 1980). ²⁴ Assuntino, Rudi/Goldkorn, Wlodek: Der Hüter. Marek Edelman erzählt, München 2002. ²⁵ Edelman, Marek/Sawicka, Paula: I była miłość w getcie, Warszawa 2009 (dt. Übersetzung: Die Liebe im Ghetto, Frankfurt a. M. 2013). ²⁶ Ebd., S. 143.



Mario Keßler

UNTERGRUNDKÄMPFER UND CHRONIST DES MINSKER GHETTOS

HERSZ SMOLAR (1905–1993)

Von 1941 bis 1943 war Hersz Smolar innerwie außerhalb des Minsker Ghettos einer der wichtigsten Anführer der jüdischen Widerstandsbewegung im Untergrund, die im Holocaust mehreren Tausend Juden die Flucht in die umliegenden Wälder ermöglichte. Sein Buch «Fun Minsker geto» («Aus dem Minsker Ghetto»), das die deutsche Besetzung von Minsk, die fast totale Vernichtung der dortigen jüdischen Bevölkerung und ihren Kampf um Selbstbehauptung schildert, ist ein einzigartiges Dokument der Zeitgeschichte. Es beruht sowohl auf persönlich Erlebtem als auch auf Berichten von Mitkämpfern, die Smolar sammelte. Dadurch half er, Namen und Wirken von Menschen – Männern, Frauen und Kindern – der Nachwelt zu erhalten, an die sonst niemand erinnert hätte. Smolars Zeugnisse gehören zu den wichtigsten Quellen für Claude Lanzmanns Film «Shoah» (1985).

Hersz Smolar (auch: Hirsch Smoliar) wurde am 15. April 1905 in Zambów, Polen, in einer Familie von Sodawasserproduzenten geboren. 1917 absolvierte er die vierjährige Volksschule, 1918 organisierte er eine linke Gruppe zionistischer Jugendlicher, die er Union der Sozialistischen Jugend nannte.

Im Juli 1920, während des Polnisch-Sowjetischen Krieges, als die Rote Armee in Polen einmarschierte, wurde er Mitglied des örtlichen Revolutionskomitees, was zur dauernden Überwachung durch die polnische Polizei führte. Später zog er nach Warschau und trat dort der Kommunistischen Partei Polens (KPP) bei.

Auf Anweisung der Partei ging er nach Kiew, wo er Sekretär der Wirtschaftsabteilung des Provinzialkomsomol und Schriftführer einer Jugendzeitung wurde. Danach studierte er an der Jüdischen Abteilung der Moskauer Kommunistischen Universität der Nationalen Minderheiten. 1925 wurde er Mitglied der Kommunistischen Partei der Sowjetunion (Bolschewiki), KPdSU (B), und von der Partei nach Charkiw geschickt, um als Redakteur der örtlichen Jugendzeitschrift *Junge Garde* zu arbeiten.

1926 wurde Smolar Mitglied des Zentralen Jüdischen Büros des Komsomol, des sowjetischen Jugendverbands. 1928 rief ihn die polnische Sektion der Komintern nach Polen zurück. Im damals polnischen Vilnius arbeitete er als Sekretär der örtlichen Sektion der kommunistischen Jugend und danach als Sekretär der Kommunistischen

Partei Westbelarus (KPWB). Bald darauf wurde er wegen kommunistischer Betätigung festgenommen und verbüßte eine dreijährige Haftstrafe im Gefängnis von Vilnius. Nach seiner Freilassung wurde er zum Sekretär der KPWB für die Gebiete Baranowitschi, Slonim und Bialystok ernannt.

Seit 1934 arbeitete er in verschiedenen Orten als Verlagsleiter des Zentralkomitees der KPWB und gab eine Reihe von Publikationen in jiddischer Sprache heraus. 1936 wurde er von der polnischen Polizei erneut festgenommen und zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt. Nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs wurde er von der Roten Armee, die in die Ostgebiete Polens einmarschierte, aus der Haft entlassen und begann als Redakteur der jiddischen Tageszeitung *Bialystokier Szttern* zu arbeiten, dem Presseorgan des Bezirkskomitees der KPWB. Als die deutsche Wehrmacht die Sowjetunion am 21. Juni 1941 überfiel, befand sich Smolar in Minsk. Er blieb in der Stadt, in der zu diesem Zeitpunkt etwa 70.000 Juden lebten.

**DIE MEISTEN JUDEN
MACHTEN SICH ÜBER
DIE VERBRECHERISCHE
NATUR DES HITLER-
REGIMES NOCH IMMER
TRAGISCHE ILLUSIONEN.**

Hersz Smolars bewegender Bericht «Fun Minsker geto» («Aus dem Minsker Ghetto») schildert die Ereignisse in Minsk zwischen 1941 und 1944: Die Deutschen ordneten am 19. Juli 1941, drei Wochen nach ihrem Einmarsch, die Einrichtung eines jüdischen Ghettos in Minsk an. Die Russen «flüchteten wie Feiglinge», schrieb Smolar. Die meisten Juden machten sich über die verbrecherische Natur des Hitler-Regimes noch immer tragische Illusionen, da es der sowjetischen Presse bis dahin verboten war, über die Gräueltaten des Faschismus zu schreiben. So glaubte fast niemand den entsprechenden «Gerüchten». Viele Juden dachten, sie könnten mit den Deutschen verhandeln oder einfach fast weiterleben wie bisher. Diese Illusion endete spätestens am 7. November 1941, dem Jahrestag der Oktoberrevolution, als die Deutschen die Juden anwiesen, rote Fahnen zu hissen, um in Deutschland (so in der Berliner Ausstellung «Das Sowjet-Paradies») die Propaganda zu verbreiten, dass alle Juden Bolschewiken seien. Ermordungen und Deportationen waren die Folge. Smolar, der bereits untergetaucht war, und andere gründeten Anfang September 1941 im Ghetto eine Organisation, um die Menschen über den Faschismus zu informieren. Ihr Slogan lautete «Das Ghetto ist der Tod.»

Das Hauptziel der Untergrundkämpfer war es, die Juden aus dem Ghetto zu evakuieren. Smolar überzeugte die von den Deutschen eingesetzte Leitung des «Judenrats», Spenden für die Untergrundorganisation und die Partisanen zu sammeln.

1 Vgl. dazu den Beitrag von Imke Küster in diesem Band.

Die Widerstandsbewegung war zwei Jahre im Ghetto tätig. Sie unterhielt Kontakte zur nichtjüdischen Seite, besonders zur Roten Armee, von der sie mit Waffen versorgt wurde.

Am 2. März 1942, dem Tag des Purim-Fests, ermordeten die deutschen Besatzer und ihre Hilfstruppen rund 6.000 Juden. Viele Kinder wurden lebendig begraben. Nach dieser sogenannten Purim-Aktion betrachtete die Gestapo den «Judenrat» als Widerstandsorganisation und hängte alle seine Mitglieder auf der Straße mit Schildern auf, auf denen «Stalins Banditen» stand. Auf «Jefim Stolarewitsch» (Smolars Ghettoname) wurde eine Belohnung ausgeschrieben. Die Gestapo erschoss 72 Juden, die vergeblich nach Smolars Aufenthaltsort befragt worden waren. Smolar hatte sich in einem jüdischen Krankenhaus versteckt. Die jüdische Ghettopolizei versorgte ihn mit falschen Ausweispapieren, und so gelang es ihm, im August 1942 aus dem Ghetto zu flüchten. Im Naliboki-Wald unweit von Minsk stellte er zusammen mit anderen Geflüchteten eine Partisaneneinheit zusammen. Die aus sieben Kommandos bestehende Einheit umfasste anfangs rund 2.000 Personen. Ihre Zahl wuchs bis auf 10.000 an, von denen die Hälfte überlebte und die am 16. Juli 1944 an der Parade der siegreichen Roten Armee in Minsk teilnehmen würde.

Hersz Smolars Buch «Fun Minsker geto» erschien in jiddischer Sprache zuerst 1946 im Emes-Verlag in Moskau, während der kurzen Zeit, in der eine Besinnung auf das Leid und den Widerstand der Juden in der stalinistischen Sowjetunion möglich war



Hersz Smolar 1928
auf einem Foto
der polnischen Polizei

(erinnert sei an das «Schwarzbuch» von Ilja Ehrenburg und Wassili Grossman, das damals nicht erscheinen durfte). Es folgten Übersetzungen ins Russische (1947) sowie später Englische (1989), Belarussische (2002) und Französische (2022). Eine polnische Übersetzung ist in Arbeit, eine deutsche Übersetzung existiert bisher nicht.

Im Jahr 1946 kehrte Smolar nach Polen zurück. Er leitete die Abteilung Jüdische Kultur beim Zentralkomitee der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei (PVAP) und arbeitete in der *Folks-Sztyme*, dem jiddischsprachigen Organ der PVAP. Von 1950 bis 1962 war Smolar der Vorsitzende der 1950 gegründeten Sozial-Kulturellen Gesellschaft der Juden in Polen (Towarzystwo Społeczno-Kulturalne Żydów w Polsce, TSKŻ).

Smolars von vielen Zeitschriften weltweit nachgedruckter oder zitierter Leitartikel «Undzer veytik un undzer treyst» («Unser Kummer und unser Trost») aus der *Folks-Sztyme* vom 4. April 1956 war die erste parteiamtliche, wenngleich außerhalb der Sowjetunion erschienene Informationsquelle über die Liquidation der sowjetisch-jüdischen Kulturinstitutionen und ihrer führenden Persönlichkeiten in den Jahren 1948 bis 1952 (eine deutsche Übersetzung erschien 1967).

1968 wurde Smolar aus allen Ämtern entlassen. Er ging 1970 nach Paris und emigrierte 1971 nach Israel, wo er auch auf wissenschaftlichem Gebiet tätig war. Hersz Smolar starb am 16. März 1993 in Tel Aviv und ist auf dem Friedhof des Kibbutz Schefajim begraben.



Cover der englischen Übersetzung des Buchs von Hersz Smolar «Aus dem Minsker Ghetto» von 1989, das erstmals 1946 in jiddischer Sprache erschien war. Eine deutsche Übersetzung existiert bis heute nicht.

Smolar war mit Walentyna Najdus (1909–2004) verheiratet. Sie hatten zwei Söhne: Aleksander (geb. 1940) und Eugeniusz (geb. 1945). Seine Enkelin Anna Smolar (geb. 1980) lebt und arbeitet als Theaterdirektorin in Frankreich.

Im kommunistischen Polen war er ein Wegbereiter der Entstalinisierung. Er wurde durch die antisemitische Kampagne des spätstalinistischen Regimes aus seiner Heimat vertrieben. In Israel blieb Smolar eine kritische, linke Stimme, die von den Verbrechen des 20. Jahrhunderts kündete.

ZUM WEITERLESEN

Smolar, Hersz: Fun Minsker geto, Moskau 1946.

Übersetzungen u. a.: The Minsk Ghetto. Soviet-Jewish Partisans Against The Nazis, New York 1989.

Le Ghetto de Minsk. Les partisans juifs contre les Nazis, Paris 2022.

Smolar, Hersz: Unser Kummer und unser Trost, in: Fejtö, François: Judentum und Kommunismus. Antisemitismus in Osteuropa, Wien 1967, S. 166–173.

**SMOLAR STELLTE EINE
PARTISANENEINHEIT ZUSAMMEN,
DIE AM 16. JULI 1944 AN
DER PARADE DER SIEGREICHEN
ROTEN ARMEE IN MINSK
TEILNEHMEN WÜRDE.**



Angelika Nguyen

VOM KIBBUZ ZUM WIDERSTAND GEGEN DIE NAZIS

ZOFIA POZNAŃSKA (1906–1942)

Geboren wurde Zofia Poznańska am 8. Juni 1906 in Lodz, in eine wohlhabende polnisch-jüdische Familie hinein. Man nannte sie Zosia. Aufgewachsen in Kalisz, war sie oft verantwortlich für die jüngere, kränkliche Schwester, die Mutter starb früh.

Zosia war 14, als sie sich der sozialistisch-zionistischen Jugendorganisation Hashomer Hatzair anschloss. Hashomer Hatzair (dt. etwa: «Der junge Wächter») ist der hebräische Name für eine internationale linke Bewegung junger Jüdinnen und Juden, die aus der europäischen Pfadfinderbewegung und einem zionistischen Studierendenverband in Wien hervorging. Ziel von Hashomer Hatzair, nicht zuletzt wegen der jahrhundertelangen Verfolgung von Jüdinnen und Juden in Europa, war die «Heimkehr» (hebr. «Alija», dt. wörtlich «Aufstieg») in den Nahen Osten und die Gründung sozialistischer Kibbuzim.

1925 emigrierte Zosia Poznańska zunächst in das damalige britische Mandatsgebiet Palästina, wo sie im neu gegründeten Kibbuz Mishmar haEmek lebte und Aufbauarbeit leistete. 1926 lernte sie dort Leopold Trepper (1904–1982) kennen, mit dem sie grundlegende politische Überzeugungen

teilte. So waren beide mit der Praxis der massiven Aufkäufe von Land durch einwandernde Jüdinnen und Juden nicht einverstanden. Sie sahen darin eine zunehmende Verdrängung der einheimischen arabischen Bevölkerung. Auch hatten sie vielfach im Land die an Sklavenarbeit grenzende Ausbeutung arabischer Arbeiter*innen durch reiche Großgrundbesitzer*innen gesehen. So kam der Klassenkampf, den sie aus Europa kannten, auch in Palästina wieder auf ihre Agenda. Poznańska verließ den Kibbuz – wie Trepper –, traf ihn in Tel Aviv wieder, wo er eine Zelle der Ichut-Bewegung gegründet hatte. Ichut («Einheit») bot Angehörigen sowohl der jüdischen als auch der arabischen Bevölkerung eine gemeinsame politische Organisation, die für die Gleichberechtigung beider Gruppen eintrat. Das wurde zunehmend ein Agieren gegen den Strom. Arabische Aufstände gegen jüdische Siedlungen auf der einen Seite, Zusammenstöße mit der britischen Besatzungsmacht auf der anderen Seite machten die Situation für linke Kämpfer*innen in Palästina immer schwieriger.

1927 trat Poznańska in die Palästinensische Kommunistische Partei (PKP) ein, die seit 1921 unter den Bedingungen der Ille-



Zofia Poznańska (Ort, Jahr und Fotograf*in unbekannt)

**SO KAM DER KLASSENKAMPF,
DEN SIE AUS EUROPA KANNTEN,
AUCH IN PALÄSTINA WIEDER
AUF IHRE AGENDA.**

galität arbeitete. Dadurch lernte sie den Alltag im Untergrund bereits im Nahen Osten kennen. Wie andere war sie ständig in Gefahr, verhaftet zu werden, was ihrer persönlichen Energie keinen Abbruch tat.

Die PKP bot vermutlich auch deshalb eine politische Heimat für Poznańska, weil sie einen Ausgleich zwischen Zionismus und den Rechten der arabischen Bevölkerung suchte: «Die Partei verurteilte die Inbesitznahme arabischen Bodens, akzeptierte jedoch den Jischuw, die jüdische Gemeinschaft in Palästina, sah deren Wachstum als gegeben an und bemühte sich deshalb um politischen Einfluss auf die jüdische Bevölkerung. Sie sprach sich klar für die Unabhängigkeit Palästinas aus und rief zum einheitlichen Handeln jüdischer und arabischer Werktätiger in den Tageskämpfen auf.»¹

Wegen ihrer kranken Schwester in Polen verließ Poznańska Palästina für kurze Zeit. Dorthin zurückgekehrt, nahm sie ihre Tätigkeit für Ichut, in der auch Leo Trepper und dessen Freund Leon Großvogel (1904–1944) aktiv waren, wieder auf. Dadurch arbeiteten die drei polnisch-jüdischen Kommunist*innen bereits in Palästina illegal zusammen, bevor sie sich später in Brüssel im Widerstand gegen die deutschen Nazis erneut finden sollten. Die britischen Machthaber verfolgten die Ichut scharf, 1929 wurde Trepper von der britischen Geheimpolizei verhaftet und zeitweise im Zentralgefängnis in Akko festgehalten.

¹ Keßler, Mario: Die KP Palästinas in der Zwischenkriegszeit, Online-Publikation, August 2019, unter: www.rosalux.de/publikation/id/40921.

**«IN DEN NEUN MONATEN IHRER GESTAPO-HAFT
KONNTE ZOSIA POZNAŃSKAS SCHWEIGEN
VIELEN MENSCHEN VORERST DAS LEBEN RETTEN.»**

Unter diesen Umständen verließ Poznańska 1930 Palästina endgültig und ging nach Frankreich, wo sie illegal in der kommunistischen Bewegung aktiv war, bis sie weiter nach Brüssel zog. Sie befand sich also mitten in Westeuropa, als im September 1939 der Zweite Weltkrieg begann und die Deutschen im Mai 1940 auch Brüssel besetzten.

Dort traf Poznańska Leo Trepper wieder, der inzwischen für den sowjetischen militärischen Nachrichtendienst (Glawnoe Razvediwatelnoe Uprawlenie, GRU) arbeitete und begonnen hatte, zusammen mit Leon Großvogel als Handelsfirma getarnte Funkgruppen in Belgien, später auch in Frankreich, aufzubauen. Poznańska arbeitete von Anfang an in der Brüsseler Gruppe mit und lebte fortan unter dem Decknamen «Anna Verlinden».

Ebendiese Gruppe wurde später von der Gestapo, die Funksprüche aus verschiedenen europäischen Städten abhörte, einem scheinbaren «Netz» zugeordnet, das wegen des orchestralen Eindrucks den Fahnungsnamen «Rote Kapelle» erhielt. Die «Rote Kapelle» hat es jedoch nie gegeben. Das stellt Hans Coppi junior, Historiker und Überlebender, nach jahrzehntelangen For-

schungen fest: «Die Rote Kapelle war ein Konstrukt der Gestapo. [...] Obwohl die «Rote Kapelle» als organisatorischer Zusammenhang nie existiert hatte, begann das Konstrukt im zunehmenden Abstand zu den realen Geschehnissen zu wachsen.»² Im selben Text listet Coppi zehn «relativ autonome Gruppen und Einzelpersonen» auf. Die Brüsseler Gruppe hatte nur einen einzigen, aber schicksalsentscheidenden Kontakt zur Widerstandsgruppe in Berlin um Harro Schulze-Boysen.

Ab Oktober 1941 begann die Funkgruppe, nun unter dem Kommando des GRU-Gesandten Anatoli Gurjewitsch (1913–2009), Deckname «Kent», aktiv zu werden. Ihnen blieb nicht viel Zeit. «Kent» beugte sich den Forderungen der GRU-Zentrale nach mehr Informationen in kurzer Zeit. Damit verstieß er massiv gegen die Grundregeln illegaler Funktätigkeit. Diese besagten: häufige Ortswechsel, in größeren Abständen senden, zu verschiedenen Tageszeiten und nicht länger als 20 Minuten. Stattdessen wurde die Gruppe angehalten, oft

2 Coppi, Hans: Die «Rote Kapelle» im Spannungsfeld von Widerstand und nachrichtendienstlicher Tätigkeit. Der Trepper-Report vom Juni 1943, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 3/1996, S. 431 ff., unter: www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/1996_3_5_coppi.pdf.

stundenlang Nacht für Nacht vom selben Ort aus zu senden, von der Wohnung in der Rue des Atrébates 101, in der Zosia zusammen mit Rita Arnould (1914–1943) wohnte. Das ermöglichte es der Gestapo, den Standort immer weiter einzukreisen. Die konkrete Adresse erhielt sie letztlich dadurch, dass beide Frauen aus der Nachbarschaft heraus bei der belgischen Polizei wegen «häufiger Männerbesuche» denunziert worden waren. In der Nacht vom 12. auf den 13. Dezember 1941, mitten in einem Funkeinsatz, stürmte die Gestapo das Haus und verhaftete die drei Anwesenden: die Kurierin Rita Arnould, den Funker David Kamy (1911–1943) und Zosia Poznańska.

Die Gestapo erfuhr durch Verhöre anderer, dass Poznańskas Wissen als Codiererin der Schlüssel zur Zerschlagung des vermuteten Netzes war. Am 29. September 1942 floh Zosia Poznańska im Brüsseler Gefängnis Saint-Gilles in den Freitod. Sie hatte den Code trotz schwerer Folter nicht verraten. In den neun Monaten ihrer Haft konnte Zosias Schweigen vielen Menschen vorerst das Leben retten. Auch ermöglichte sie dadurch, dass Trepper und «Kent» entkamen und in Paris eine neue Funkstation entstehen konnte. Zum Zeitpunkt ihres Todes war allerdings die Zerschlagung großer Gruppen in vollem Gange, der auch die Gruppe um Harro Schulze-Boysen zum Opfer fiel. Aber nicht durch Poznańska. Das war die Folge der Verhaftung des Funkers Johann Wenzel (1902–1969) im Juni 1942 in Brüssel, der den Code unter Folter verriet und später fliehen konnte.

Die Widerstandsgruppe in Brüssel hatte größtenteils aus jüdischen Kämpfer*innen

bestanden, viele waren in ihrer Jugend im Hashomer Hatzair gewesen. Auch für Poznańska schloss sich in Brüssel der Kreis, hatte es doch für sie mit Hashomer Hatzair in Kalisz einst begonnen. Die Jugendorganisation gibt es bis heute, wobei die meisten Mitstreitenden in Israel zu finden sind.

Obwohl der Staat Israel Zosia Poznańska posthum mit der Ehrenmedaille für den Kampf gegen die Nazis auszeichnete, ist sie doch eher eine unbesungene Heldin geblieben. Keine Straße ist nach ihr benannt, kein Kibbuz. Kein Orden schmückt ihr Grab wie das von Trepper in Jerusalem.

Zosia Poznańska liegt in einem Massengrab nahe dem ehemaligen Gestapogefängnis und heutigen Gedenkort Fort Breendonk.

Sie wurde 36 Jahre alt.

ZUM WEITERLESEN UND WEITERSEHEN

Kafri, Yehudit: Zosha. From the Jezreel Valley to the Red Orchestra, Jerusalem 2003 (hebräisch, Übersetzung ins Englische 2009).

Rettinger, Carl-Ludwig: Die rote Kapelle. Das verdrängte Widerstandsnetz, Dokumentarfilm, 122 Min., 2021.

Trepper, Leopold: Die Wahrheit. Autobiographie des «Grand Chefs» der Roten Kapelle, München 1978.



Imke Küster

EIN DEUTSCH-JÜDISCHER KOMMUNIST

HERBERT BAUM (1912–1942)

Um Herbert Baum herum gruppierte sich eine jüdische Widerstandsgruppe, die dem Kommunismus nahestand und aus mehreren Freundeskreisen von jungen Berliner*innen bestand.

Vom 8. Mai bis zum 21. Juni 1942 zeigte die Reichspropagandaleitung der NSDAP im Berliner Lustgarten auf einer Fläche von 9.000 Quadratmetern die sowjetfeindliche NS-Propagandaausstellung «Das Sowjet-Paradies». Zehn Tage nach der Eröffnung verübte die Gruppe einen Brandanschlag auf die Ausstellung. Das Attentat zeigte jedoch wenig Wirkung. Die Ausstellung konnte bereits am nächsten Tag wieder öffnen.

Vier Tage nach dem Attentat verhaftete die Gestapo die ersten Mitglieder der Widerstandsgruppe. Ein Sondergericht verurteilte im Juli 1942 Herbert Baum, Werner Steinbrinck (1917–1942) und Joachim Franke (1905–1942) zum Tode. Im August wurden weitere Mitglieder der Gruppe hingerichtet. Herbert Baum hatte sich bereits am 11. Juni 1942 in der Polizeihaft vermutlich selbst das Leben genommen. Insgesamt wurden im Zusammenhang mit dem Anschlag ungefähr 30 Personen festgenommen, von denen die meisten zum Tode verurteilt wurden.

Wegen der jüdischen Beteiligung am Brandanschlag auf die Ausstellung führten die Nationalsozialisten «Vergeltungsmaßnahmen» an der jüdischen Bevölkerung Berlins durch. Es wurden 154 jüdische Männer verhaftet und in das Konzentrationslager Sachsenhausen verschleppt und dort ermordet. Deren Angehörige wurden nach Theresienstadt und später nach Auschwitz deportiert und getötet.

DER BRANDANSCHLAG

Aus den Verhörprotokollen der Gestapo lässt sich rekonstruieren, dass der Anschlag zunächst für den 17. Mai um 16 Uhr geplant war. Nach Werner Steinbrincks Aussage schlug Herbert Baum angesichts der am Sonntag zahlreich zu erwartenden Besucher*innen eine Verschiebung des Anschlags vor. Die Gruppe einigte sich und traf einen Tag später, am Montag den 18. Mai, um 19 Uhr wieder zusammen.

An diesem Tag konnten die Brandsätze jedoch nicht an der geplanten Stelle abgelegt werden. Kurzfristig entschied man sich für einen anderen Ort. Ein Zündsatz wurde gezündet, indem Franke das Glasröhrchen zertrümmerte, das den Zündmechanis-

mus in Gang setzte. Herbert Baum konnte ebenfalls sein Brandplättchen ablegen. Im Gegensatz zu Baum gelang es Steinbrinck nicht mehr, seinen Zündsatz zu platzieren.

WER WAR HERBERT BAUM?

Herbert Baum wurde am 10. Februar 1912 in Moschin, in der damaligen Provinz Posen, als Sohn eines Buchhalters und Landbesitzers geboren. 1928 zog die Familie Baum nach Berlin. Nach der Realschule absolvierte er eine Lehre als Elektriker. Baums Berufsziel war Elektroingenieur, weshalb er Abendkurse an der Beuth-Schule für Technik besuchte. Sein Studium konnte er aufgrund der nationalsozialistischen «Rassengesetze» nicht beenden. Als jüdischer Deutscher wurde er von den Abendkursen ausgeschlossen und der Schule verwiesen. Herbert Baum engagierte sich bereits in jungen Jahren bei der Deutsch-Jüdischen Jugendorganisation (DJJG), die ab 1936 «Deutsch» aus ihrem Namen streichen musste und sich fortan bis zur ihrer Auflösung Ring – Bund der jüdischen Jugend nannte.

Herbert Baums Jugendfreund Rudi Barta sagte über ihn, dass ihn seine ernsthafte Lebensauffassung und sein beherrschtes Reagieren auf Herausforderungen beeindruckt habe. «In seiner ruhigen Art plädierte er stets für Gerechtigkeit [...] und er wandte sich immer gegen Armut, aber in einer so überzeugenden und einfachen Weise, dass jedermann ihn nicht nur verstand, sondern auch mit ihm übereinstimmte.»¹ Seine besonnene Art machte ihn zum Gruppenführer bei der DJJG.

Aufgrund seiner politischen Einstellung trat Herbert Baum mit 15 Jahren der sozialistischen Jugendorganisation Rote Falken bei. Max Abraham, ebenfalls ein Jugendfreund, schrieb, wie er Baum in den 1920er-Jahren wahrnahm: «Ich kannte ihn nicht als Extremisten [...]. Wir interessierten uns sehr für den Sozialismus und diskutierten zweifellos recht oft darüber.»² Offenbar wurde die Auseinandersetzung mit dem Sozialismus Anfang der 1930er-Jahre immer wichtiger, sodass Baum 1931 dem Kommunistischen Jugendverband Deutschlands (KJVD) beitrug.

ZERSCHLAGUNG

1935 wurde nicht nur der Kommunistische Jugendverband Deutschland – Unterbezirk Süd Ost, bei dem Herbert Baum mittlerweile «Org-Leiter» war, sondern die gesamte KJVD zerschlagen. Aufgrund der großen Verluste beschloss die KPD-Auslandsleitung, jüdische Mitglieder aus der illegalen Parteiarbeit herauszuhalten. Durch die «Nürnberger Gesetze» vom 1935 wurden deutsche Jüdinnen und Juden zu Menschen zweiter Klasse erklärt. Eine weitere Zusammenarbeit mit den «jüdischen Genossen» wurde als zu riskant eingestuft. Für Baum und seinen Freundeskreis bedeutete dies eine Isolation von der Partei. Dennoch entschied sich Herbert Baum, nicht ins Exil zu gehen, wie seine gesamte Familie, die 1935 nach Brasilien emigrierte.

¹ Brothers, Eric: Wer war Herbert Baum? Eine Annäherung auf der Grundlage von «oral histories» und schriftlichen Zeugnissen, in: Löhnken, Wilfried/Vathke, Werner (Hrsg.): Juden im Widerstand. Drei Gruppen zwischen Überlebenskampf und politischer Aktion. Berlin 1939–1945, Berlin 1993, S. 85. ² Ebd., S. 86.



Gruppe des kommunistischen Jugendverbandes (KJVD), Berlin-Neukölln, ca. 1926/27

HERBERT BAUM – EIN MENTOR

Baum gelang es, durch seine zahlreichen falschen Identitäten den Verhaftungswellen zu entgehen. Da er ab 1935 im Untergrund lebte und alle Aufzeichnungen vernichtete, ist eine Annäherung an Baums Persönlichkeit nur über seine Weggefährte*innen möglich, die den Holocaust überlebt haben. Auf diese Schilderungen greift auch Eric Bothers in seinem Text «Wer war Herbert Baum? Eine Annäherung auf der Grundlage von «oral histories» und schriftlichen Zeugnissen» zurück.³ Rudi Barta berichtete im Gespräch mit Brothers, dass zu dieser Zeit weniger das Judentum im Mittelpunkt von Baums Denkens stand als vielmehr der Kommunismus. Dies galt auch für den Freundeskreis. «Unsere Religion bildete keinen wichtigen Teil unseres Lebens – wir wussten nicht viel darüber [...]. An Freitagabenden [Sabbat] versuchten wir uns, so etwas wie eine «Atmosphäre» zu schaffen, jedoch ohne Erfolg. Wir wussten einfach nicht genug.»⁴

Unter dem Druck der Nationalsozialisten trafen sich ab 1937 die aus den früheren Ring-Mitgliedern hervorgegangenen Freundeskreise in der Wohnung der Baums. Darunter waren auch viele Jugendliche, wie die damals 13-jährige Ilse Held. Bei diesen Treffen tauschten sich die Freund*innen über Meldungen der Tageszeitungen und ausländischen Radiosender aus. Baum organisierte Schulungen und Gesprächsabende, um das Gemeinschaftsgefühl zu stärken. Inge Gongular, die mit Ilse Held befreundet war und ebenfalls zum Kreis um Herbert Baum gehörte, erinnerte sich: «Die Idee war, [...] dass wir Juden waren, sie uns in jedem Fall umbringen würden, wir also etwas dagegen unternehmen sollten, ehe wir getötet wurden. [...] Die Gruppe war die wichtigste Sache in mei-

³ Brothers: Wer war Herbert Baum? ⁴ Scheer, Regina: Die Herbert-Baum-Gruppe, in: Zentralrat der Juden (Hrsg.): Die jüdische Jugendbewegung. Eine Geschichte von Aufbruch und Erneuerung, Leipzig 2002, S. 86.

nem Leben.»⁵ Baums besondere Gabe war es, dass er die Jugendlichen nicht wie Kinder behandelte, sondern wie Erwachsene.

DIE KONSPIRATIVE ARBEIT WIRD WIEDER AUFGENOMMEN

1940 wurden Jüdinnen und Juden zur Zwangsarbeit verpflichtet. Herbert Baum, seine Frau Marianne und viele seiner Freund*innen arbeiteten in der sogenannten Judenabteilung im Elektromotorenwerk der Siemens-Schuckertwerke in Berlin. Durch persönliche Verbindungen zur Gruppe Baum kamen auch die Freundeskreise um Heinz Joachim (1919–1942), Siebert Rotholz (1919–1943) und Joachim Franke dazu, zu denen auch Werner Steinbrinck zählte. Über die nichtjüdischen Mitglieder Suzanne Wesse (1914–1942) und Irene Walther (1919–1942) gelangte die kommunistische Kampfschrift «Organisiert den revolutionären Massenkampf gegen Faschismus und imperialistischen Krieg» in den Kreis.⁶ In dieser Schrift wird zum Bürgerkrieg aufgerufen. Herbert Baum verstand dies als eine Aufforderung zum Handeln. Für ihn galt, wie Georg Manasse sich erinnerte, «dass Juden in Deutschland zu bleiben hätten, um zusammen mit allen anderen deutschen Antifaschisten dafür zu kämpfen, Hitler zu stürzen, und dass die jüdische Frage dann im Kommunismus erledigt sei».⁷

Am 15. September 1941 trat die Polizeiverordnung zur Kennzeichnung aller Jüdinnen und Juden in Kraft. Drei Tage später wurde ihnen verboten, ohne polizeiliche Erlaubnis ihren Wohnort zu verlassen. Die Be-

nutzung von öffentlichen Verkehrsmitteln wurde ihnen untersagt und die ersten Deportationen begannen.

In dieser Zeit der höchsten Drangsalierung der jüdischen Bevölkerung schöpfte der Freundeskreis um Herbert Baum wieder Mut. Mit dem Angriff Hitlers auf die Sowjetunion war die Niederlage Nazideutschland wieder möglich. Es kam erneut zu Flugblattaktionen, wie zu Beginn ihrer Widerstandstätigkeit im Jahr 1934. Sie brachten auch zwei Zeitungen heraus, die in den Betrieben verteilt wurden.

EINERSEITS EIN LEBEN IM UNTERGRUND, ANDERERSEITS AKTIVER WIDERSTAND

Michael Kreutzer benennt in seinem Aufsatz «Die Suche nach einem Ausweg, der es ermöglicht, in Deutschland als Mensch zu leben»⁸ die widersprüchliche Lage, in der sich die Mitglieder der Gruppe damals befanden: Auf der einen Seite stand «die Vorbereitung auf ein Leben in der Illegalität und zum anderen die Durchführung massenwirksamer Aktionen, um die Entwicklung im Inland gleichsam «auf Teufel komm raus» zu beschleunigen».⁹ Für ihr Leben im Untergrund benötigten sie jedoch Ausweise, idealerweise von französischen oder belgischen Zwangsarbeiter*innen, die sich im Gegensatz zur jüdischen Bevölkerung

5 Brothers: Wer war Herbert Baum?, S. 92. 6 Scheer: Die Herbert-Baum-Gruppe, S. 246. 7 Brothers: Wer war Herbert Baum?, S. 89. 8 Kreutzer, Michael: Die Suche nach einem Ausweg, der es ermöglicht, in Deutschland als Mensch zu leben. Zur Geschichte der Widerstandsgruppe um Herbert Baum, in: Löhnken, Wilfried/Vathke, Werner (Hrsg.): Juden im Widerstand. Drei Gruppen zwischen Überlebenskampf und politischer Aktion. Berlin 1939–1945, Berlin 1993, S. 95–158. 9 Ebd., S. 128.

frei in der Stadt bewegen konnten. Im ver-zweifelten Bemühen, Geld aufzutreiben, schlug Steinbrinck vor, Wertgegenstände von jüdischen Personen zu verkaufen, die bereits zur Deportation vorgesehen waren und deren Besitz sowieso an den deutschen Staat gehen würde. Als falsche Gestapobeamte erbeuteten Herbert Baum, Heinz Birnbaum (1920–1943), Robert Holzer und Werner Steinbrinck mehrere Wertgegenstände, mit denen sie ihren Widerstand finanzieren wollten.

ANSCHLAG UND VERRAT

Obwohl für Jüdinnen und Juden um den Lustgarten eine Bannmeile bestand, konnten Herbert Baum und Martin Kochmann (1912–1943) mit ihren gefälschten Ausweisen als französische und belgische Zwangsarbeiter die Ausstellung «Das Sowjet-Paradies» besuchen. Herbert Baum soll beim Durchgang durch die Propaganda-ausstellung gesagt haben «Man müsse das alles hier niederbrennen.»¹⁰ Dass es Baum war, auf den der Plan zum Brandanschlag zurückgeht, lässt sich allerdings nicht abschließend klären.

Wie die Gestapo so außergewöhnlich schnell auf die Gruppe Baum und dessen Freundeskreise kam, kann auf Grundlage der Quellen nicht rekonstruiert werden. Die Vermutung, dass Joachim Franke ein V-Mann der Gestapo war, weist Michael Kreutzer entschieden zurück: Franke konnte nicht alle beteiligten Mitglieder des Anschlags mit Namen. Es muss jedoch einen Verräter oder eine Verräterin gegeben haben.

EIN FAZIT

Herbert Baum entschied sich zum Widerstand, obwohl er als Jude und als Kommunist doppelt verfolgt war. Es gelang ihm zusammen mit seinem Freundeskreis, ein deutliches Zeichen für einen jüdisch-kommunistischen Widerstand zu setzen, trotz staatlicher Drangsalierung und Verfolgung.

ZUM WEITERLESEN

Brothers, Eric: Wer war Herbert Baum? Eine Annäherung auf der Grundlage von «oral histories» und schriftlichen Zeugnissen, in: Löhnken, Wilfried/Vathke, Werner (Hrsg.): Juden im Widerstand. Drei Gruppen zwischen Überlebenskampf und politischer Aktion. Berlin 1939–1945, Berlin 1993, S. 83–94.

Kreutzer, Michael: Die Suche nach einem Ausweg, der es ermöglicht, in Deutschland als Mensch zu leben. Zur Geschichte der Widerstandsgruppe um Herbert Baum, in: Löhnken, Wilfried/Vathke, Werner (Hrsg.): Juden im Widerstand. Drei Gruppen zwischen Überlebenskampf und politischer Aktion. Berlin 1939–1945, Berlin 1993, S. 95–158.

Scheer, Regina: Im Schatten der Sterne. Eine jüdische Widerstandsgruppe, München 2023.

¹⁰ Scheer: Die Herbert-Baum-Gruppe, S. 247.



Uwe Sonnenberg

DER ROTE BÜCHERNARR

THEO PINKUS (1909–1991)

«Hören Sie Pinkus, das ist ein bisschen viel auf einmal: Kommunist, Jude, Ausländer und kein Pass!» So habe der Botschafter der Schweiz die Situation von Theo Pinkus 1933 zusammengefasst und ihm den dringenden Rat erteilt, Deutschland besser zu verlassen.¹ Das war wenige Monate nach der Machtübertragung an die NSDAP. Pinkus hatte gerade eine Buchhandelslehre beim Rowohlt Verlag in Berlin absolviert und arbeitete nun in Willi Münzenbergs Neuem Deutschen Verlag. Dort war er mit großem Enthusiasmus zuständig für – heute würde man vielleicht sagen – das Marketing der später zur Legende gewordenen *Arbeiter-Illustrierten Zeitung*. Ein Foto zeigt ihn 1928 als stolzen Demonstrationsteilnehmer vor einem Transparent der Internationalen Arbeiterhilfe (IAH), der – so ihr damaliges Selbstverständnis – «Proviantkolonne des kämpfenden Proletariats». Berlin war in der 1920er-Jahren das «zweite globale Betriebszentrum des internationalen Kommunismus», schreibt die Historikerin Brigitte Studers,² und Pinkus war mitten hineingeraten. Die Berliner Jahre waren für ihn eine prägende Zeit, in der er nicht nur dem Kommunistischen Jugendverband (KJVD) beitrug, sondern auch in die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) aufgenommen wurde und sich der Roten Gewerkschaftsopposition an-

schloss – ohne in der Praxis jedoch ihren dogmatischen Linien zu folgen.

Gefolgt ist Theo Pinkus allerdings dem sehr überzeugenden Rat des Schweizer Botschafters und ging ein paar Tage später zurück nach Zürich, wo er 1909 geboren worden war. Er stammte aus einem «unbürgerlichen Bürgertum»,³ seine Eltern waren aus Breslau in die Schweiz ausgewanderte preußische Juden: die Mutter, Else Flatau (1881–1967), Schauspielerin und Rezitatorin mit vielfältigen Verbindungen in die Welt der Literatur; der Vater, Felix Lazar Pinkus (1881–1947), Journalist, Nationalökonom – er war mit einer Arbeit über die Grundlagen der «jüdischen Wirtschaftsgeschichte» promoviert worden –, nicht sehr erfolgreicher Bankier und lange Anhänger der sozialistisch-zionistischen Bewegung Poale Zion («Arbeiter Zions»). Auch Theo Pinkus fühlte sich zunächst der zionistischen Bewegung verbunden, bevor er in Berlin zum Kommunisten wurde.⁴

1 Lüscher, Rudolf M./Schweizer, Werner: Amalie und Theo Pinkus-De Sassi. Leben im Widerspruch, Mitarbeit von Urs Rauber, Iris Maier und Willy Nabholz, mit einem Nachwort von Jürg Frischknecht, 2. erg. Aufl., Zürich 1994, S. 105. 2 Studer, Brigitte: Reisende der Weltrevolution. Eine Globalgeschichte der Kommunistischen Internationale, Berlin 2020, S. 178. 3 Lüscher/Schweizer: Leben im Widerspruch, S. 25. 4 Nach dem Ruin seines Bankunternehmens Ende der 1920er-Jahre näherte sich Felix Lazar Pinkus ebenfalls der Komintern an und begann in der sowjetischen Handelsvertretung zu arbeiten.



Theo Pinkus 1975 auf dem Helvetiaplatz in Zürich anlässlich einer Kundgebung gegen Arbeitslosigkeit

ZÜRICH

Nach seiner Rückkehr in die Schweiz 1933 blieb Pinkus der Verlagswelt wie auch dem kommunistischen Milieu eng verbunden. Fünf Jahre arbeitete er als Redakteur in der Rundschau-Nachrichtenagentur (RUNA) der Kommunistischen Internationale. Ab 1940 baute er einen eigenen «Büchersuchdienst» auf und eröffnete ein Antiquariat, das ihn später zu einer «Lichtgestalt des deutschsprachigen Buchhandels» werden ließ.⁵ Wer auf der Suche nach Sozialistika war oder einfach Bedarf an literarischen Zeugnissen aus der bzw. zur Arbeiter*innenbewegung hatte, konnte in der Regel bei ihm fündig werden – über Jahrzehnte. Für die Neue Linke, die in den 1960er-Jahren traditionsbildend an dissident-marxistische Debatten der Zwischenkriegszeit anknüpfen wollte, spielte Theo Pinkus damit eine herausragende Rolle. Ihr wie auch dem alternativen Milieu der 1970er- und 1980er-Jahre übermittelte er durch sein Engagement Wissen und gab bis zu seinem Tod 1991 seine Erfahrungen aus den 1920er- und 1930er-Jahren an die jüngere Generation weiter.

Aus der Kommunistischen Partei der Schweiz wurde Pinkus 1943 ausgeschlossen, die Schweizer Sozialdemokratie trennte sich von ihm 1950 und auch in der Partei der Arbeit der Schweiz (PdA) stand Pinkus 1968 vor einem Ausschluss, als er sich in den Augen der Parteiführung zu sehr auf die rebellische Jugend dieser Jahre eingelassen hatte. Tatsächlich konnte Pinkus schon kaum mehr seine eigenen Zweifel an zentralistisch geführten, auf Bürokratie und Apparateherrschaft basierenden Or-

ganisationen unterdrücken. Mehrfach hielt er Vorträge, dass es statt Berufsrevolutionären mehr Revolutionäre im Beruf geben müsse. «Emanzipationsgruppen», wie sie zum Beispiel aus den 1968er-Aufbrüchen erwachsen waren, oder der Aufbau «revolutionärer Infrastruktur» seien viel wirkungsvoller. Einer Organisation jedoch, der Theo Pinkus zeitlebens – mit dem Kopf ebenso wie mit dem Herzen – verbunden blieb, waren die Naturfreunde. So erstaunt es wenig, dass er einen großen Teil seiner Energie ab 1971 in den Aufbau von «Salecina», einem noch heute selbstverwalteten Erholungs- und Bildungszentrum inmitten der Schweizer Berge, steckte. Auch «Wenigbemittelten und Unterstützungsbedürftigen» – wie es damals hieß – sollte Erholung ermöglicht, Ferien und Bildung, Freizeit und Politik sollten zusammengebracht werden.⁶ Zu diesen «Orten vorgezogener Utopien» gehörte es für Theo und seine Frau Amalie Pinkus-de Sassi (1910–1996) seit den 1968er-Jahren auch, den größten Teil ihres persönlichen Besitzes zu vergesellschaften bzw. in Genossenschaften und Stiftungen zu überführen. Dadurch entstand unter anderem die «Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung».⁷

5 Sonnenberg, Uwe: Von Marx zum Maulwurf. Linker Buchhandel. Linker Buchhandel in Westdeutschland in den 1970er-Jahren, Göttingen 2016, S. 51. 6 Vgl. den Internetauftritt unter: www.salecina.ch. 7 Vgl. den Internetauftritt unter: <https://studienbibliothek.ch>.

PINKUS UND DIE DDR

Diese biografischen Grundzüge von Theo Pinkus' Leben sind oft beschrieben worden – häufig angereichert mit Anekdoten zu Begegnungen mit dem prominenten «roten Büchernarren». Weniger bekannt ist sein Wirken in der und für die DDR. Mit vielen Bekannten aus seiner Berliner Zeit, die den Faschismus überlebt hatten, verband Pinkus nach wie vor ein gemeinsames «Wir». Er pflegte Freund- und Liebschaften ebenso wie persönliche Kontakte zu Weggefährten, die in der DDR mittlerweile zum Teil hohe Posten bekleideten. Ende der 1940er-Jahre unterstützte er Hans Holm (1895–1981) beim Aufbau von neuen Buchhandelsstrukturen und Verlagen in der DDR. Auf der Leipziger Buchmesse war Theo Pinkus regelmäßiger und gern gesehener Gast, bald auch als offizieller Vertreter mehrerer Schweizer Verlage. In der DDR konnte er – was ihm in der Schweiz nur begrenzt möglich war – selbst Buch- wie Filmprojekte anstoßen und auf diese Weise Verlagsprogramme mitgestalten. In der von ihm in Zürich mitgegründeten Limmat Verlagsgenossenschaft ließ er Lizenzauflagen gemeinsam mit DDR-Verlagen drucken. Es war Pinkus, der als Erster DDR-Literatur gewerblich in die Schweiz einführte und dort vertrieb.

Theo Pinkus hatte die Hoffnung auf eine Weiterentwicklung des Sozialismus im Osten. Die Chancen dazu stünden dort besser als im Westen. Das «sozialistische Lager» stelle, so Pinkus, immerhin eine «Gegenmacht» dar, die von kapitalistischer Seite im Weltmaßstab nicht übergangen werden könne und mit der verhandelt werden

müsse. Aus Überzeugung und aus seiner Lebensgeschichte heraus war er «nicht gewillt, einen wirklichen, grundsätzlichen Bruch mit den sogenannten sozialistischen Ländern herbeizuführen».⁸ Pinkus kritisierte die DDR – wie er Ende der 1980er-Jahre selbst noch einmal betonte – nicht «von einem kapitalistischen oder bürgerlich-demokratischen Standpunkt» aus, sondern von «links», unter anderem mit dem Hinweis darauf, dass sich «dort immer wieder historisch gewordene und noch vorhandene antisozialistische, zum Teil feudalbürokratische Relikte und Formen in der Herrschaft durchsetzen» würden.⁹ Entsprechend argwöhnisch beobachtet wurde er auch vom Ministerium für Staatssicherheit der DDR.¹⁰ Diejenigen jedoch, die in der DDR für eine Öffnung gegen verkrustete Strukturen und gegen kulturelle Enge eintraten, schätzten Pinkus als intellektuelle Drehscheibe, als Freund und Handelspartner und als wichtigen Ansprechpartner sehr.

⁸ Lüscher/Schweizer: *Leben im Widerspruch*, Zitate S. 326
⁹ Ebd., S. 366. ¹⁰ Eine noch umfangreichere Akte über Pinkus aber legte der Schweizer Geheimdienst an, insgesamt 33 Archivschachteln voll mit Dossier, Berichten und Abhörprotokollen. Seit 1936 stand er unter Beobachtung. Während die DDR-Staatssicherheit davon ausging, Pinkus sei mit westlichen Geheimdiensten verbandelt, wurde er in der Schweiz 22 Jahre als Spion aus dem Osten verdächtigt, sodass sein Leben, vor allem aber auch seine Netzwerke ausgeleuchtet werden konnten. Zwischenzeitlich war seine Akte damit die dickste in der bisherigen Geschichte des Schweizer Geheimdienstes. Vgl. ebd., S. 407f. u. S. 412–420.

ZUM WEITERLESEN

Lüscher, Rudolf M./Schweizer, Werner:
Amalie und Theo Pinkus-De Sassi. Leben
im Widerspruch, Mitarbeit von Urs Rauber,
Iris Maier und Willy Nabholz, mit einem
Nachwort von Jürg Frischknecht, 2. erg.
Aufl., Zürich 1994.

FÜR DIE NEUE LINKE, DIE IN DEN 1960ER-JAHREN
TRADITIONSBILDEND AN DISSIDENT-MARXISTISCHE
DEBATTEN DER ZWISCHENKRIEGSZEIT ANKNÜPFEN
WOLLTE, SPIELTE THEO PINKUS DAMIT EINE
HERAUSRAGENDE ROLLE.



Anika Taschke

«NIE MEHR SCHWEIGEN, WENN UNRECHT GESCHIEHT»¹

ESTHER BEJARANO (1924–2021)

Esther Bejarano, geborene Loewy, kam am 15. Dezember 1924 in Saarlouis im Saarland zur Welt und wuchs mit drei Geschwistern in einer liberalen jüdischen Familie auf. Ihr Vater Rudolf Loewy war Kantor und Lehrer in der jüdischen Gemeinde. Trotz einer Feldverletzung aus dem Ersten Weltkrieg spielte er leidenschaftlich gern Klavier. Seine Musikbegeisterung ging schon in Kinderjahren auf Esther über, die regelmäßig Gesangs- und Musikunterricht erhielt.

Aufgrund des grassierenden Antisemitismus wanderten viele jüdische Freund*innen und Nachbar*innen der Familie Loewy aus. Auch die Loewys schickten Gerhard in die USA, Schwester Tosca wanderte nach Palästina aus und Ruth floh später in die Niederlande. Esther blieb zunächst allein mit ihren Eltern zurück, bis ihr Vater 1939 eine Anstellung in der jüdischen Gemeinde in Breslau erhielt, wohin die Eltern umzogen. Dass sie 1941 von dort nach Riga deportiert und in Kaunas erschossen wurden, erfuhr Esther Bejarano erst nach der Befreiung.

Sie selbst bereitete sich mit vielen anderen Jüdinnen und Juden in der Ausbil-

dungsstätte «Gut Winkel» in Brandenburg auf die Ausreise nach Palästina und das Leben im Kibbutz vor. Mit der Schließung aller Ausbildungslager 1941, so auch des «Guts Winkel», wurde sie auf das «Gut Neuendorf» gebracht, das ab 1932 jüdische Arbeiter*innenkolonie und Ausbildungsstätte gewesen war, 1941 aber zu einem NS-Zwangslager wurde. Im nahegelegenen Fürstenwalde musste Bejarano in einem großen Blumengeschäft Zwangsarbeit leisten und unter anderem Fleurop-Bestellungen austragen.

Im April 1943 wurde das Lager Neuendorf geschlossen – Esther Bejarano wurde in die Sammelstelle in der Großen Hamburger Straße nach Berlin verbracht. Von dort aus ging es weiter, in Viehwagons des 37. Osttransports, deportiert nach Auschwitz, Ankunft: 20. April 1943. Den Häftlingen wurden Nummern auf den linken Unterarm tätowiert, Esther erhielt die Nummer 41948. «Namen wurden abgeschafft, wir waren nur noch Nummern. Nachdem man uns die Sträflingskleider ausgeteilt hatte

¹ Esther Bejarano zit. n. Auschwitz-Komitee in der Bundesrepublik Deutschland e. V.: Trauerfeier für Esther Bejarano, 18.7.2021, unter: www.auschwitz-komitee.de/events/trauerfeier-fuer-esther-bejarano.

und wir uns angekleidet hatten, wussten wir schon, dass wir hier in einem Konzentrationslager waren. Solche Kleidung trägt man nicht in einem gewöhnlichen Arbeitslager.»²

Der Lageralltag war hart. Esther Bejarano erzählte später immer wieder, dass sie «Glück» gehabt hätte, lange hätte sie die körperliche Arbeit nicht überlebt. Für das Orchester von Auschwitz suchte deren Dirigentin Zofia Czajkowska (1905–1978) eine Akkordeonistin. Obwohl sie noch nie ein Akkordeon in der Hand gehabt hatte, sagte Bejarano, sie könne spielen.³ Sie wurde genommen und zog mit zwei Freundinnen in eine sogenannte Funktionsbaracke – mit eigenem Bett, Decke und Kopfkissen.

«Wenn neue Transporte ankamen, die für die Gaskammer bestimmt waren, mussten die Musikantinnen am Tor stehen und Musik machen. [...] Als die Menschen in den Zügen an uns vorbeifuhren und die Musik hörten, dachten sie sicher, wo Musik spielt, kann es ja nicht so schlimm sein. Was für eine schreckliche psychische Belastung war das für das Orchester!»⁴ Außerdem spielte das Orchester morgens und abends am Lagertor, wenn die Arbeitskolonnen das Lager verließen oder von der schweren, körperlichen Zwangsarbeit zurückkamen. Aber sie spielten auch, wenn Besuch ins Lager kam.

Bejarano wurde schwer krank und hatte wiederum «Glück», gepflegt und gesund zu werden. Als im Herbst 1943 einige «arische Frauen» in das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück verlegt werden sollten, meldet sie sich und wurde als «viertel-arisch» «anerkannt» – ihre Großmutter war nichtjüdisch.

Im November 1943 wurde Esther Bejarano nach Ravensbrück «verlegt». Dort musste sie für Siemens arbeiten und Schalter für Unterseeboote bauen. Mit kleinen Sabotageaktionen und Solidarität unter den Gefangenen gelangen ihnen einige Widerstandsaktionen und der Rückruf einiger Produktionen.

2. Bejarano, Esther: Erinnerungen. Vom Mädchenorchester in Auschwitz zur Rap-Band gegen rechts, Hamburg 2013, S. 65. 3. Vgl. Bejarano: Erinnerungen, S. 67. 4. Ebd., S. 70.



Esther Bejarano 2015
bei einem Auftritt in Luxemburg

**OHNE DAS WEGSCHAUEN UND DAS DECKEN
NACH 1945 HÄTTE ES DAS OKTOBERFEST-
ATTENTAT, ROSTOCK-LICHTENHAGEN,
HOYERSWERDA, SOLINGEN UND MÖLLN
UND DEN NSU SO NICHT GEBEN KÖNNEN.**

Ende April 1945 wurde das Konzentrationslager Ravensbrück geräumt und die Gefangenen wurden auf den Todesmarsch geschickt. Mit Freundinnen konnte sich Bejarano absondern und von der Gruppe fliehen. Die Gefahr war noch lange nicht vorbei, aber ihnen gelang die Flucht und sie fanden US-amerikanische Truppen, mit denen sie in Lübz die Befreiung erlebten. Sie sangen und setzten gemeinsam mit den sowjetischen Truppen ein Hitlerbild in Flammen. Esther Bejarano spielte Akkordeon.

Nach dem Ende des Krieges suchte sie, wie viele andere Befreite auch, nach Verwandten, die überlebt hatten. Sie konnte die Adresse ihres Bruders in den USA und die ihrer Schwester in Palästina ausfindig machen. Bejarano ging in das «Kibbutz Buchenwald» in Gehringshof bei Fulda und bereitete sich erneut auf die Ausreise nach Palästina vor. Von Frankfurt am Main über Marseille fuhr sie mit dem Schiff nach Haifa und kam am 15. September 1945 im britischen Mandatsgebiet Palästina an.

Dort kam sie zunächst bei ihrer Schwester Tosca unter. Nach verschiedenen Jobs in einer Fabrik und als Pflegerin nahm sie

1946 ein Gesangsstudium in Tel Aviv auf und trat dem Arbeiterchor «Ron» bei. Bei den «Ersten Weltfestspielen der Jugend und Studenten» in Prag 1947 gewann der Chor den «3. Preis für seine hervorragende Interpretation antifaschistischer Lieder in jiddischer, russischer und hebräischer Sprache.»⁵ 1948 wurde Esther Bejarano in die Armee eingezogen. Der Unabhängigkeitskrieg hatte begonnen und sie wurde in Jaffa stationiert. Wegen ihrer musikalischen Ausbildung wurde sie Teil der Einheit «Musik und Kultur».⁶ Trotz des Krieges gegen die Briten in Palästina und des Dienstes in der Armee konnte sie weiter mit dem Chor auftreten, auf Tour gehen und erneut an den internationalen Jugendfestspielen, diesmal in Budapest, teilnehmen. «Der Chor war ein Arbeiterchor. Es waren viele Kommunisten und Sozialisten unter uns.»⁷ Die politische Ausrichtung des Chores stellte allerdings auch ein Problem dar. Nicht nur dessen Dirigenten wurden Auftritte in verschiedenen Konzerthäusern verweigert; auch Bejarano wurde trotz bester Gesangsausbildung die Mitgliedschaft im Künstlerverband verwehrt.

⁵ Bejarano: Erinnerungen, S. 96. ⁶ Ebd., S. 97. ⁷ Ebd., S. 98.

In dieser Zeit lernte sie Nissim Bejarano kennen, sie heirateten und bekamen zwei Kinder, Edna und Joram. Die Jahre in Israel wurden schwerer. Esther Bejarano vertrug die Hitze immer weniger, Nissim wollte das Land wegen der sich zuspitzenden politischen Lage verlassen. «Nissim sagte: Diese Kriege sind alle Angriffskriege, keine Verteidigungskriege. Im Sinaikrieg sagte er, jetzt ist Schluss. Wir wollten nichts gegen die Araber unternehmen. Aber es kam ganz anders, sie sind gegangen worden.»⁸

Die Familie zog zurück nach Deutschland, nach Hamburg. Anfang der 1970er-Jahre eröffnete Esther Bejarano eine Boutique in Eimsbüttel. Bis dahin hatte sie kaum jemandem von ihrer Vergangenheit und ihrem erlebten Leid in den Konzentrations- und Vernichtungslagern erzählt. Doch ein Ereignis sollte dies ändern: Als Neonazis der NPD, der heutigen Partei Die Heimat, einen Stand vor der Boutique aufbauten, musste sie beobachten, wie die Polizei die NPD-Kader schützte – nicht die Gegendemonstrant*innen. Bejarano empörte sich darüber und konfrontierte die Polizei. Als der Polizist ihr deutlich zu verstehen gab, dass er sie verhaften würde, wenn sie nicht aufhöre, sagte sie: «Machen sie das nur. Ich habe Schlimmeres erlebt, ich war in Auschwitz.»⁹ Woraufhin einer der Nazis erwiderte, dass sie dann ja erst recht festgenommen gehöre, da nur Kriminelle in Auschwitz gewesen seien.¹⁰

Dieses Erlebnis öffnete Esther Bejarano, wie sie selbst sagt, die Augen. Sie wurde Mitglied der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschisten (VVN-BdA) und gründete später das

Auschwitz-Komitee in der Bundesrepublik Deutschland mit. In den 1980er-Jahren wuchs ihr Engagement gegen rechts und gegen das Vergessen der nationalsozialistischen Verbrechen. Mit unermüdlicher Kraft und einem steten Gefühl für Ungerechtigkeiten in dieser Gesellschaft stand sie auf, organisierte Demonstrationen, hielt zahlreiche Reden, besuchte Schulklassen und spielte wieder Konzerte. Dazu sammelte sie Unterschriften für viele Petitionen, unter anderem für ein Verbot der NPD, aber auch für die Wiedererlangung der Gemeinnützigkeit der VVN-BdA, als diese ihr aberkannt wurde.

«Um es klar auszusprechen, ohne das Wegschauen und das Decken nach 1945 hätte es das Oktoberfestattentat, Rostock-Lichtenhagen, Hoyerswerda, Solingen und Mölln und den NSU so nicht geben können. Es hätten aus den Erfahrungen und Ereignissen des Nationalsozialismus die richtigen Konsequenzen gegen den Hass gezogen werden müssen. Es gab jedoch eine Toleranz gegen Täterinnen und Täter, und Nazis wurden und werden in diesem Land direkt und indirekt, durch politische Kampagnen und das Schweigen und Wegschauen ermutigt, weiter Hass und Leid zu verbreiten. Das ist der rote Faden von damals zu heute.»¹¹

Esther Bejarano starb im Juli 2021 in Hamburg.

⁸ Ebd., S. 164. ⁹ Ebd., S. 154. ¹⁰ Vgl. ebd., S. 155. ¹¹ Esther Bejarano in einem Brief an die Familien Arslan und Yilmaz, 1992, zit. n. Becker, Rolf: Zum Abschied von Esther, Zitat aus der Trauerrede, 19.7.2021, unter: www.auschwitz-komitee.de/5937/rolf-becker-zum-abschied-von-esther/.



VON DOIKAYT UND JIDDISCHKAYT

DIE WIENER SÄNGERIN ISABEL FREY IM GESPRÄCH MIT FLORIAN WEIS ÜBER JIDDISCHE LIEDER UND DEN ALLGEMEINEN JÜDISCHEN ARBEITERBUND

Auf dem Kongress «Europa den Räten», der vom 8. bis 10. November 2023 in der Berliner Volksbühne in Kooperation mit der Rosa-Luxemburg-Stiftung stattfand, war die Wiener Sängerin, Aktivistin und Musikwissenschaftlerin Isabel Frey zu Gast. Im Rahmen ihres Auftritts hatte Florian Weis Gelegenheit, ein Interview mit ihr zu führen.

Florian Weis: Vor drei Jahren hast du dein Album «Millenial Bundist» veröffentlicht.¹ Wie bist du als Wiener Aktivistin dazu gekommen, zur sozialistisch-jiddischen Liedtradition zu forschen und Lieder des «Bundes» zu singen?

Isabel Frey: Das kam eigentlich aus einer Art doppelten Identitätskrise, einer Krise der zwei Identitäten, die ich als Mitte 20-Jährige hatte. Ich habe in Amsterdam studiert, war dort sehr politisch aktiv, aber auch etwas entfremdet von dem jüdischen, relativ bürgerlichen Milieu, in dem ich in Wien aufgewachsen bin, und hatte dann das Gefühl, dass das miteinander nicht zusammengeht, dieses Links-Sein und Aktivistisch-Sein und Jüdisch-Sein.

Ich hatte auch meine persönliche Krise des Zionismus erlebt, als ich nach der Schule

ein Jahr in Israel war, dort im Kibbuz lebte, mich mehr mit der aktuellen Politik im Israel/Palästina-Konflikt beschäftigte und erkannte, dass alles nicht ganz so ist, wie ich es vorher gehört hatte. Da war ein bisschen ein Loch in mir. Und da bin ich dann auf diese Musiktradition gestoßen und auf die Lieder, nicht nur speziell die des «Bundes», sondern diese ganze revolutionäre jiddische Liedtradition. Die hat mich total begeistert und sofort gepackt, weil sie eben genau das zeigt: Nicht nur, dass ein Miteinander von Links-Sein und Jüdisch-Sein möglich ist, sondern dass es das auch gab, dass es eine lange Tradition hat. Mich hat das fasziniert, ich habe mich darin gesehen, gefühlt und gefunden und es dann als Plattform genutzt, um auf eine andere Art das Jüdisch-Sein, das säkulare Jüdisch-Sein auf die Bühne zu bringen.

Der Bundismus war auch von Anfang an ein großes Interesse von mir, als eine etwas vergessene Geschichte einer anderen Antwort auf die jüdische Frage im frühen 20. Jahrhundert. Der «Bund» stand zwischen einerseits Assimilation und andererseits einem Ethnonationalismus, in diesem Fall dem des Zionismus; obwohl er ja auch

¹ Vgl. die Website von Isabel Frey unter: www.isabelfrey.com.



Isabel Frey in der Volksbühne Berlin,
November 2023

eine eigene Art des Nationalismus hatte, die aber einen deutlich anderen Bezug zu Minderheiten aufwies. Faszinierend war auch, dass der «Bund» sehr explizit antifaschistisch war, antifaschistisch gegen Hitler, und gleichzeitig diese starke Beziehung zur Diaspora und zum Diasporaleben hatte. Ich habe mich auch in neobundistischen Phänomenen sehr wiedergefunden, insbesondere der Musik von Daniel Kahn, der eine große Inspiration für mich war. Und so kam es dann zu diesem «Millennial Bundist»-Album.

Du singst jiddische Lieder. Es gibt vom jungen Friedrich Engels eine sehr flapsige und, wie ich finde, dumme Bemerkung, wo er das Jiddische als eine minderwertige Sprache abtut. Ich glaube, der ältere Engels war, wie in vielen anderen Dingen, auch zur jüdischen Frage sehr viel klüger und differenzierter. Vielleicht kannst du sagen, was dich daran anspricht, und warum der «Bund» dezidiert die Partei der *Jiddischkayt* war.

Mich fasziniert das Jiddische sehr stark aufgrund seiner Hybridität. Deswegen sehe ich mich auch in meiner Identität ein bisschen im Jiddischen verkörpert. Es verknüpft so viele verschiedene Elemente: die

enge Beziehung zum Deutschen über das Mittelhochdeutsche, gleichzeitig die Wichtigkeit der hebräischen Schrift und dann noch Wörter aus dem Hebräischen, die jetzt aber keine religiöse Bindung haben. Das Jiddische war immer eine sich ständig adaptierende Sprache und insofern eigentlich wie jede andere Sprache, aber ihre Hybridität ist einfach noch offensichtlicher; die einzelnen Komponenten verwandeln sich eben nicht in eine einheitliche Sprache, sondern bleiben immer auch noch als solche erkennbar. Und dass das Jiddische gerade für den «Bund» charakteristisch war, dass sich der «Bund» so auf die *Jiddischkayt* gestützt hat, hat damit zu tun, dass es die gesprochene Sprache der jüdischen Arbeiterbewegung war. Es war wirklich die Sprache der Masse und auch eine säkularisierte Sprache. Es gab den Jiddischismus als Ideologie, der das Jiddische zu einer Art Kultursprache erheben wollte, aber die jiddisch-sozialistische Bewegung fußte stark auf dieser populistischen Idee: Die Masse spricht Jiddisch. Das ist natürlich vorbei. Das Jiddische war lange Zeit die jüdische Umgangssprache und ist es in säkulären jüdischen Gemeinschaften jetzt nicht mehr, hat heute aber eine andere Bedeutungsebene aufgebaut. Eine vielleicht etwas symbolischere oder performativere, aber eine, die genauso mitspricht bei der Frage, wer das jüdische Volk ist.

Beim «Bund» finde ich zweierlei auffällig im Umgang mit dem Jiddischen, du hast es angesprochen: das sehr, sehr Hybride, und das nicht als Schwäche oder Problem, sondern als Stärke und Chance. Das sieht man ja auch an ihren Plakaten, die dann eben diese Mischung aus

Hebräisch, Jiddisch und Polnisch haben. Dahinter steckt auch ein Konzept, insofern würde ich einen gewissen Einwand haben: Ich weiß nicht, ob man von Nationalismus beim «Bund» sprechen kann. Die meisten Nationalismen streben einen eigenen Staat an, das hat der «Bund» ja eben nicht getan. Es ist ein Konzept der Autonomie – und das ist die andere Auffälligkeit –, der kulturellen, politischen, sprachlichen Autonomie. Die aber den Staat, in dem sie als Minderheit lebt, akzeptiert, und die sich als Teil der größeren sozialistischen Bewegung versteht. Und das halte ich eigentlich für ein ausgesprochen modernes Konzept.

Ja, es ist faszinierend. Weil es auf den Widerspruch der Moderne zwischen Partikularismus und Universalismus eine bestimmte Antwort bietet. Und was auch so spannend ist, ist das bundistische Konzept von *doikayt*, die «Daheit», die auch eine Antwort auf den Zionismus war, den sie gesehen haben als eine Art «Dortheit». Und das ist, würde ich sagen, ein zentrales Konzept, das weiterlebt. Der «Bund» lebt natürlich nicht mehr als Bewegung weiter, aber sein Konzept von *doikayt* erzählt sehr viel und findet wieder sehr viel Anklang. In einer von Globalisierung geprägten Welt und eben auch als Antwort auf den modernen heutigen Zionismus. Oder auch als eine bestimmte Antwort auf säkulares jüdisches Leben in der Diaspora.

Ich würde sogar noch weiter gehen. Es bietet Anknüpfungspunkte auch für Fragen anderer Migrationsbewegungen oder traditioneller Minderheiten, insofern es eben nicht die Position eines komplet-

ten Assimilationismus oder einer separatistischen Sonderorganisation vertritt. Also ich finde es in der Hinsicht ausgesprochen modern, auch wenn natürlich die Welt, aus der es erwachsen war, untergegangen ist, zerstört wurde. Hauptsächlich von den Nazis, zu einem geringeren Maße aber auch von der Stalin'schen Sowjetunion.; die Führer des «Bundes» Wiktor Alter und Henryk Ehrlich sind von Stalins Repressionsapparat ermordet worden. Das Konzept des «Bundes» war eine faszinierende Antwort zwischen dem Assimilationismus der liberalen, der sozialdemokratischen und der kommunistischen Jüdinnen und Juden einerseits und dem Zionismus andererseits, aber natürlich auch der Weltabgewandtheit eines Teils des Shtetl – das waren alles Gegenströmungen.

Ja, es gab noch andere Strömungen, zum Beispiel den Chassidismus. Es gab verschiedene Antworten auf die Moderne, darunter eben auch eine sehr explizite Säkularisierung der jiddischen Kultur. Der «Bund» aber war eine, die nach wie vor jiddisch war, und nicht wie zum Beispiel andere jüdisch-kommunistische Bewegungen, die in den jeweiligen nationalen Mehrheitssprachen agierten. Und ein wesentlicher Punkt ist, dass man, sobald man keine staatliche Souveränität anstrebt und als Minderheit mit einer gewissen Autonomie lebt, mit anderen Minderheiten wie auch mit der Mehrheitsgesellschaft Allianzen eingehen muss. Damit ergeben sich ganz spannende Fragen in Bezug auf internationale Solidarität und auch auf die Solidarität der Arbeiter*innenklasse.

Eine Frage noch zum Jiddischen. In Deutschland gibt es fünf anerkannte Minderheitensprachen: Romani oder Romanes, Friesisch, Dänisch, Plattdütsch und Sorbisch. Im Bundestag gibt es einmal im Jahr eine Debatte dazu, interessanterweise lehnt die AfD Minderheitensprachen ab, die meisten, die sie dann dort sprechen, sind Sozialdemokrat*innen. Romanes wird nicht gesprochen, weil wir keine Abgeordneten haben, die es können. Es gibt jetzt gelegentlich Forderungen, Jiddisch dazuzunehmen. Hältst du das für sinnvoll?

Ich halte das für sehr sinnvoll und kenne auch diejenigen, die diese Initiative starten wollen. Ich glaube, es wäre sehr sinnvoll, weil Jiddisch und die jiddische Geschichte in Deutschland wieder mehr als Teil des Kulturerbes gelten würde – nicht, dass ich das deutsch nennen würde, aber es kommt zumindest aus einer gemeinsamen Wurzel oder Region. Es wäre toll, wenn Jiddisch als Minderheitensprache anerkannt werden würde. Man sieht es ja: In Schweden ist Jiddisch eine anerkannte Minderheitensprache, wird gefördert und erlebt eine neue kulturelle Blüte. Ich glaube, das wäre auf jeden Fall sehr vernünftig. Weil Jiddisch nach wie vor leider auch innerhalb jüdischer Kontexte teilweise marginalisiert wird, so auch in Israel auf manchen institutionellen Ebenen. Das ist natürlich einfach auch schade.

Wir haben jetzt viel über den «Bund» und den Bundismus gesprochen, aber bei den anderen jiddischen Arbeiter*innen- oder sozialistischen Liedern: Welche Strömungen oder welche Inspirationen gibt es da?

Es gibt auf jeden Fall viele anarchistische Lieder, es gibt viele jiddische Lieder aus der frühen Sowjetunion und einfach so grundlinke Lieder, die nicht unbedingt per se zuordenbar sind. Mein Begriff von revolutionären Liedern ist sehr breit. Es gibt die Widerstandslieder natürlich gegen die Nazis, es gibt auch relativ viele sozialistisch-zionistische Lieder und es gibt viele Arbeiter*innenlieder, die nicht direkt Kampflieder sind, aber schlechte Arbeitsbedingungen schildern, also sehr wohl schon eine Art Klassenbewusstsein zeigen. Es gibt auch viele feministische Lieder, würde ich sagen, oder auch Lieder, die dann feministisch umgedeutet werden.

Kannst du das an einem Beispiel schildern?

Das Lied «Ale Vayber Megn Shtimen («Alle Weiber dürfen stimmen») ist eigentlich aus dem jüdischen Cabaret um 1920. Als die Frauen das Wahlrecht bekamen, hat es sich darüber lustig gemacht, das ins Lächerliche gezogen. Ich habe zwei Aufnahmen davon, die spätere wird von einer Frau gesungen, die den Text an allen Stellen von «dürfen stimmen» zu «müssen stimmen», also «müssen wählen» geändert hat. Damit hat sie das Lied umgedeutet, es hatte nun auch im Cabaret-Kontext eine andere Funktion und in meiner Interpretation habe ich diesen Impuls weitergeführt.

Zurzeit beschäftige ich mich auch mit jiddischer Poesie des 20. Jahrhunderts, geschrieben von Frauen, eine sehr modernistische Poesie. Die jiddische Literatur war stark männlich besetzt und den Frauen wurde eher dieser Raum eingeräumt.

Noch eine Anmerkung: Der Anarchist und Maler Rudolf Rocker, der kein Jude war, lernte extra Jiddisch in London zu Beginn des 20. Jahrhunderts wegen der dort großen Ansammlung verarmter proletarisierter Jüdinnen und Juden. Die konnten überwiegend kein Englisch und hatten nur eine Sprache gemeinsam: Jiddisch. In ihnen sieht er das revolutionäre Subjekt, auf dem er seinen Anarchismus aufbauen will.

Genauso war es bei David Edelstadt. Er kam aus Russland, sprach Russisch als Muttersprache und hat dann in New York Jiddisch gelernt, um das jiddischsprachige Proletariat zu mobilisieren. Mit seiner Lyrik war er auch ein wirklicher Volksdichter, schrieb für die jiddisch-anarchistische Zeitung *Freie Arbeiter Stimme* und hatte Jiddisch eben auch erst als Erwachsener gelernt. Ich sehe da zwischen Edelstadts Wirken Ende des 19. Jahrhunderts und dem heutigen Phänomen von Menschen wie mir, die aus politischen Gründen Jiddisch lernen, einen ganz starken Bezug.

Transkription: Lutz Kirschner



ZUM WEITERLESEN

Diese Übersicht ergänzt die Literaturhinweise aus den ersten drei Bänden um weitere Publikationen und enthält vor allem Neuerscheinungen und Titel zum Themenfeld des vorliegenden Bandes.

ANGEBOTE DER ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG

Das neu gestaltete Dossier Antisemitismus www.rosalux.de/dossiers/linke-und-antisemitismus besteht im Wesentlichen aus zwei Hauptteilen: einer Übersicht über RLS-Publikationen www.rosalux.de/dossiers/antisemitismus/publikationen-texte-medien und einer Rezensionssammlung www.rosalux.de/dossiers/linke-und-antisemitismus/bibliografie. Im Zentrum dieser «Online-Bibliografie» steht das Anliegen, Zugänge zu Hintergrundwissen, insbesondere zu wichtigen Forschungsergebnissen rund um «Linke und Antisemitismus, jüdische Geschichte, Nationalsozialismus, Shoah, Nahostkonflikt», zu erschließen und dauerhaft bereitzustellen. Über 100 Titel sind bereits besprochen; kontinuierlich werden weitere Rezensionen eingepflegt.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR

Amadeu Antonio Stiftung: Zivilgesellschaftliches Lagebild Antisemitismus #12, Berlin 2023, unter: www.amadeu-antonio-stiftung.de/publikationen/zivilgesellschaftliches-lagebild-antisemitismus-12.

Améry, Jean: Der neue Antisemitismus, Stuttgart 2024.

Arbeitskreis «Stalin hat uns das Herz gebrochen» der Naturfreundejugend Berlin: Stalin hat uns das Herz gebrochen: Antisemitismus in der DDR und die Verfolgung jüdischer Kommunist*innen, Münster 2017.

Arnold, Sina/Danilina, Anna/Holz, Klaus/Jensen, Uffa/Seidel, Ingolf/Ullrich, Peter/Weyand, Jan (Hrsg.): Was ist Antisemitismus? Begriffe und Definitionen von Judenfeindschaft, Göttingen 2024.

Aschheim, Steven E.: Scholem, Arendt, Klemperer. Deutsch-jüdische Identität in Krisenzeiten, Hamburg 2023.

Benz, Wolfgang: Antisemitismus in der DDR: Manifestationen und Folgen des Feindbildes Israel, Berlin 2018.

Bodemann, Y. Michal: In den Wogen der Erinnerung. Jüdische Existenz in Deutschland, München 2002.

Boll, Monika/Gross, Raphael (Hrsg.): Die Frankfurter Schule und Frankfurt. Eine Rückkehr nach Deutschland, Göttingen 2009.

Borsdorf, Rainer: Juden in Thüringen. Vom Kaiserreich bis zum Ende der DDR, Erfurt 2024.

Brämer, Andreas: Die 101 wichtigsten Fragen – Judentum, dritte Aufl., München 2021.

Brechenmacher, Thomas/Szulc, Michał: Neuere deutsch-jüdische Geschichte. Konzepte, Narrative, Methoden, Stuttgart 2017.

Bürger, Karin/Pelc, Ortwin (Hrsg.): Jüdisches Leben in Erinnerung und Gegenwart. Archive, Bibliotheken, Museen, Gedenk- und Forschungsstätten im deutschsprachigen Raum, Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen, Bd. 33, Göttingen 2023.

Eschwege, Helmut: Fremd unter meinesgleichen. Erinnerungen eines Dresdner Juden, Berlin 1991.

Eshel, Amir/Sparr, Thomas (Hrsg.): Deutsche und Juden. Dokumentation einer Debatte, Berlin 2024.

Groehler, Olaf/Keßler, Mario: Die SED-Politik, der Antifaschismus und die Juden in der SBZ und der frühen DDR, Hefte zur DDR-Geschichte 26, Berlin 1995.

Heinze-Greenberg, Ita: Zuflucht im Gelobten Land. Deutsch-jüdische Künstler, Architekten und Schriftsteller in Palästina/Israel, Darmstadt 2023.

Hillenbrand, Klaus: Fremde im neuen Land. Deutsche Juden in Palästina und ihr Blick auf Deutschland nach 1945, Berlin 2015.

Hirsch, Jacob (Hrsg.): Jüdische Menschen in der Arbeiterbewegung. Porträts – Debatten – Motive, Beiträge aus dem Archiv der sozialen Demokratie 18, hrsg. von der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn, unter: <https://library.fes.de/pdf-files/adsd/20398.pdf>.

Hirsch, Rudolf/Schuder, Rosemarie: Der gelbe Fleck. Wurzeln und Wirkungen des Judenhasses in der deutschen Geschichte, Berlin 1989.

Illichmann, Jutta: Die DDR und die Juden. Die deutschlandpolitische Instrumentalisierung von Juden und Judentum durch die Partei- und Staatsführung der SBZ/DDR von 1945 bis 1961, Frankfurt a. M./Berlin 1997.

Johnson, Alan (Hrsg.): Mapping the New Left Antisemitism. The Fathom Essays, New York 2023.

Käppner, Joachim: Erstarrte Geschichte. Judenverfolgung und Judenvernichtung im Spiegel der Geschichtswissenschaft und Geschichtspromaganda der DDR, Hamburg 1999.

Karády, Victor: Gewalterfahrung und Utopie. Juden in der europäischen Moderne, Frankfurt a. M. 1999.

Gluckner, Michael/Rudahl, Sharon: Der Bund. Eine illustrierte Geschichte jüdischen Arbeiterwiderstands, Münster 2024.

Kraske, Michael: Antisemitismus. Alte Gefahr mit neuen Gesichtern, Arbeitspapier der Otto Brenner-Stiftung 58, Frankfurt a. M. 2023, unter: www.otto-brenner-stiftung.de/antisemitismus.

Lauer, Stefan/Potter, Nicholas (Hrsg.): Judenhass Underground. Antisemitismus in emanzipatorischen Subkulturen und Bewegungen, Berlin/Leipzig 2023.

Lenhard, Philipp: Café Marx. Das Institut für Sozialforschung von den Anfängen bis zur Frankfurter Schule, Berlin 2024.

Lewinsky, Tamar/Lüdicke, Martina / Ziehe, Theresia (Hrsg.): Ein anderes Land. Jüdisch in der DDR, Berlin 2023.

Mendes-Flohr, Paul: Jüdische Identität. Die zwei Seelen der deutschen Juden, Paderborn 2005.

Mertens, Lothar: Davidstern unter Hammer und Zirkel. Die Jüdischen Gemeinden in der SBZ/DDR und ihre Behandlung durch Partei und Staat 1945–1990, Hildesheim 1997.

Niedhart, Gottfried: Pionier und Außen-seiter. Gustav Mayer. Deutsch-jüdischer Historiker des Sozialismus, Bonn 2023.

Niether, Hendrik: Leipziger Juden und die DDR. Eine Existenz Erfahrung im Kalten Krieg, Göttingen 2015.

Offenberg, Ulrike: «Seid vorsichtig gegen die Machthaber». Die jüdischen Gemeinden in der SBZ und der DDR 1945 bis 1990, Berlin 1998.

Ostow, Robin: Jüdisches Leben in der DDR, Frankfurt a. M. 1988.

Ostow, Robin: Juden aus der DDR und die deutsche Wiedervereinigung. Elf Gespräche, Berlin 1996.

Peyman Engel, Philipp: Deutsche Lebenslügen. Der Antisemitismus, wieder und immer noch, München 2024.

Reimer-Gordinskaya, Katrin/ Tzschiesche, Selana/Pickel, Gert/Decker, Oliver: Antisemitismus – Heterogenität – Allianzen. Jüdische Perspektiven auf Herausforderungen der Berliner Zivilgesellschaft, Lüneburg 2021.

Runge, Irene: WIR. Der Jüdische Kulturverein Berlin e. V., Mannheim 2009.

Salzborn, Samuel: Wehrlose Demokratie? Antisemitismus und die Bedrohung der politischen Ordnung, Leipzig 2024.

Schönborn, Susanne: Zwischen Erinnerung und Neubeginn. Zur deutsch-jüdischen Geschichte nach 1945, München 2006.

Schoeps, Julius H./Bingen, Dieter/Botsch, Gideon (Hrsg.): Jüdischer Widerstand in Europa (1933–1945). Formen und Facetten, Europäisch-jüdische Studien. Beiträge, Bd. 27, Berlin/Boston 2016.

Schoeps, Julius H. (Hrsg.): Leben im Land der Täter. Juden im Nachkriegsdeutschland (1945–1952), Berlin 2001.

Simon, Hermann/Weigelt, Andreas (Hrsg.): Zwischen Bleiben und Gehen. Juden in Ostdeutschland 1945 bis 1955. Zehn Biographien, Berlin 2008.

Tauchert, Stephanie: Jüdische Identitäten in Deutschland. Das Selbstverständnis von Juden in der Bundesrepublik und der DDR 1950 bis 2000, Berlin 2007.

Thiele, Anja: Die Shoah in der Literatur der DDR, Heidelberg 2024.

Ullrich, Peter: Begrenzter Universalismus. Sozialismus, Kommunismus, Arbeiter(innen)bewegung und ihr schwieriges Verhältnis zu Judentum und Nahostkonflikt, Berlin 2007.

Voigt, Sebastian: Der Judenhass. Eine Geschichte ohne Ende?, Stuttgart 2023.

Vollhardt, Ulla-Britta/Zadoff, Mirjam (Hrsg.): «Wichtiger als unser Leben». Das Untergrundarchiv des Warschauer Ghettos, Göttingen 2023.

Wroblewsky, Vincent von: Zwischen Thora und Trabant – Juden in der DDR, Berlin 1993.

ZEITSCHRIFTEN

APuZ – Aus Politik und Zeitgeschichte 25–26/2024: Antisemitismus, Bonn 2024, unter: www.bpb.de/system/files/dokument_pdf/APuZ_2024-25-26_online_Antisemitismus.pdf.

Das Jüdische Echo 72: Solidarität und ihre Grenzen, Wien 2024.

Geschichte für heute 2/2023: Jüdisches Leben in Deutschland, hrsg. vom Bundesverband der Geschichtslehrer Deutschlands und Landesverbände, Frankfurt a. M. 2023.

iz3w – Informationszentrum Dritte Welt 381: Antisemitismus – «An allem sind die Juden schuld», Freiburg 2020.

Jüdischer Almanach, hrsg. von Gisela Dachs, erscheint jährlich, ca. 220 Seiten, Frankfurt a. M./Berlin 1992 ff.

Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte, 16 Bände, hrsg. von Karl Erich Grözinger, Gert Mattenklott und Julius H. Schoeps im Auftrag des Moses Mendelssohn Zentrums für europäisch-jüdische Studien (MMZ), Potsdam 1990–2006.

ZEIT Geschichte 3/2023: Nahost-Konflikt.

ONLINE

iz3w – Informationszentrum Dritte Welt: Dossier Antisemitismus, Freiburg 2020, unter: www.iz3w.org/dossier/antisemitismus.

Leo, Annette: Beargwöhnt und herausgehoben: Jüdinnen*Juden in der DDR, Text zur Ausstellung «Ein anderes Land. Jüdisch in der DDR» im Jüdischen Museum Berlin, September 2023, unter: www.jmberlin.de/hintergrundartikel-geschichte-juedisch-in-der-ddr-annette-leo.

Rürup, Miriam: Jüdische Geschichte im deutschsprachigen Raum, in: Clio Guide – Ein Handbuch zu digitalen Ressourcen für die Geschichtswissenschaften, hrsg. von Silvia Daniel, Wilfried Enderle, Rüdiger Hohls, Thomas Meyer, Jens Prellwitz, Claudia Prinz, Annette Schuhmann und Silke Schwandt, 3. erw. und aktualisierte Aufl., Berlin 2023, unter: <https://guides.clio-online.de/guides/themen/juedische-geschichte-im-deutschsprachigen-raum/2023>.

Talabardon, Susanne: Jüdisches Leben in der DDR, Bundeszentrale für politische Bildung, 8.10.2021, unter: www.bpb.de/shop/zeitschriften/izpb/juedisches-leben-348/juedisches-leben-348/341615/juedisches-leben-in-der-ddr/.

PODCASTS

Institut für die Geschichte der deutschen Juden (Björn Siegel)/Moses Mendelssohn Zentrum für Europäisch-Jüdische Studien (Miriam Rürup): Jüdische Geschichte Kompakt, monatlich, bislang über 60 Folgen, Hamburg/Potsdam 2020 ff., unter: <https://juedischegeschichtekompakt.podigee.io/>.

Jüdischen Museum Berlin: Jüdisch in der DDR. Podcast-Reihe zur Ausstellung im Jüdischen Museum Berlin mit Marion und Lena Brasch, 6 Episoden, September 2023, unter: www.deutschlandfunkkultur.de/juedisch-in-der-ddr-100.html.

Jurewicz, Grażyna: (Jüdische) Leben erzählen: Biographische Werkstattberichte, Podcast-Reihe, Dokumentation der gleichnamigen Ringvorlesung am Institut für Jüdische Studien und Religionswissenschaft an der Universität Potsdam, 2021/22, unter: www.uni-potsdam.de/de/js-rw/juedische-studien/forschungsprojekte/juedische-leben-erzaehlen/podcast.

Leo Baeck Institute/Bundeszentrale für politische Bildung: Exil, Podcast mit Iris Berben, erzählt in bislang 12 Folgen sehr unterschiedliche Geschichten deutschsprachiger Jüdinnen und Juden aus der Zeit des Nationalsozialismus, 2023 f., unter: www.bpb.de/mediathek/podcasts/exil.



AUTOR*INNEN

Riccardo Altieri ist Leiter des Johanna-Stahl-Zentrums für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken. In seiner Promotionsschrift, die von der Rosa-Luxemburg-Stiftung gefördert wurde, geht es in erster Linie um Rosi Wolfstein und Paul Frölich, die ein zunächst inniges, später lediglich intensives Verhältnis zu Jacob und Hertha Walcher pflegten. Zu seinen jüngsten Publikationen zählt die Mitherausgabe der ersten drei Bände dieser Reihe über jüdische Linke in der deutschen und internationalen Geschichte.

Wolfgang Brauer war bis 2022 als Studienrat an einer Berliner Schule tätig. Von 1999 bis 2016 war er Mitglied des Berliner Abgeordnetenhauses und langjähriger kulturpolitischer Sprecher der Linksfraktion. Er ist Redakteur der Zweiwochenschrift für Politik, Kunst und Wirtschaft *Das Blättchen* und in der Berliner Regionalgeschichtsforschung tätig. Er publiziert vor allem zu kultur- und literaturgeschichtlichen Fragen, zuletzt unter anderem zu Heinrich Vogeler, Ludwig Renn und Otto Nagel.

Gunnar Decker, geb. 1965 in Kühlungsborn, studierte an der Berliner Humboldt-Universität Philosophie und promovierte 1994 über Ketzergeschichte. Er lebt als Autor und Journalist in Berlin, veröffentlichte unter anderem Biografien zu Franz Fühmann, Hermann Hesse, Franz

von Assisi und Ernst Barlach ebenso die Geschichtsbücher «1965. Der kurze Sommer der DDR» und «Zwischen den Zeiten. Die späten Jahre der DDR». Zuletzt erschien «Rilke. Der traurige Magier» (Siedler, 2023). 2016 wurde er mit dem Heinrich-Mann-Preis ausgezeichnet.

Isabel Frey ist Senior Artist an der Universität für Musik und Darstellende Kunst Wien (mdw) und jiddische Sängerin. Ihre Dissertation an der mdw beschäftigt sich mit der zeitgenössischen Überlieferungs- und Aufführungspraxis jiddischer Volkslieder sowie den politischen Dimensionen der jiddischen Stimme. Als Musikerin tritt Frey regelmäßig in diversen Ensembles im In- und Ausland auf. 2020 erschien ihr Debütalbum «Millenial Bundist» mit jiddischen Revolutions- und Widerstandsliedern. Im Herbst 2024 veröffentlichte sie ihr Album «Di Fliendike Pave». Sie ist Mitorganisatorin des «Friling Festivals» für jiddische Musik und Gründerin der jüdisch-arabischen Friedensinitiative Standing Together Vienna sowie Teil des Kunstkollektivs One State Embassy und engagiert sich sowohl musikalisch als auch aktivistisch für einen gerechten Frieden im Nahen Osten. Darüber hinaus publiziert sie regelmäßig zu Fragen von jüdischer Identität in Europa.

Hella Hertzfeld ist Gesellschaftswissenschaftlerin, sie studierte unter anderem in Leningrad und promovierte in Berlin. Bis zu ihrer Pensionierung war sie Mitarbeiterin im Studienwerk der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Zu ihren Interessensgebieten gehören vor allem Sozialismustheorien im 19. Jahrhundert (Hess, Weitling, Bakunin u. a.) und die historische Frauenforschung.

Therese Hörnigk ist Literaturwissenschaftlerin und war von 1972 bis 1990 an der Akademie der Wissenschaften der DDR tätig. Anschließend ging sie Lehr- und Vortragstätigkeit an der Berliner Humboldt-Universität und der Freien Universität Berlin, in den USA, Frankreich, Italien und Kanada nach. Von 1998 bis 2007 leitete sie das Literaturforum im Brecht-Haus, Berlin. Von 2013 bis 2021 war sie Vorsitzende der Christa-Wolf-Gesellschaft. Hörnigk kuratierte die Ausstellung «Ich habe mich immer eingemischt. Erinnerungen an Stefan Heym», die in Kooperation mit der Internationalen Stefan-Heym-Gesellschaft vom 30. März bis 15. August 2023 im Sitz der Rosa-Luxemburg-Stiftung in Berlin zu sehen war.

Bernd Hüttner ist Politikwissenschaftler und lebt in Bremen. Er ist Referent für Zeitgeschichte und Geschichtspolitik am Zentrum für Gesellschaftsanalyse und politische Bildung der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Koordinator des Gesprächskreises «Geschichte» und Co-Leiter des Gesprächskreises «Antisemitismus/jüdisch-linke Geschichte und Gegenwart» der Stiftung. Er ist unter anderem Mitglied des Vorstands der German Labour History Association und der Redaktion von *Ar-*

beit – Bewegung – Geschichte. Zeitschrift für historische Studien. Zu seinen Interessensgebieten gehören emanzipatorische historische Bildung, Intersektionalität, Kunstgeschichte und neue soziale Bewegungen. Seine Website mit Publikationsverzeichnis ist unter www.bernd-huettner.de zu finden.

Mario Keßler arbeitete von 1996 bis 2021 am Zentrum für Zeithistorische Forschung in Potsdam, an dem er heute als Senior Fellow wirkt. Er unterrichtete an der Universität Potsdam sowie an verschiedenen Universitäten der USA, vor allem an der Yeshiva University in New York. Er ist Autor von bisher 29 Büchern in deutscher und englischer Sprache zu den Themen Arbeiterbewegung und Antisemitismus, historische Kommunismusforschung und Historiographie-Geschichte und ist zudem als Herausgeber tätig.

Imke Küster, M.A., studierte in Göttingen und Berlin Philosophie und Kunstgeschichte. Seit 2010 ist sie in der politischen Bildung tätig, unter anderem in der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin.

Gisela Notz ist Sozialwissenschaftlerin, Historikerin und Aktivistin. Von 1985 bis 1997 war sie Mitherausgeberin der *beiträge zur feministischen theorie und praxis*; bis 2023 von *Lunapark21*. Bis 2007 war sie am Historischen Forschungszentrum der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn tätig und hatte darüber hinaus zahlreiche Lehraufträge und Vertretungsprofessuren an verschiedenen Universitäten inne. Seit 2003 ist sie Herausgeberin des Wandkalenders «Wegbereiterinnen». Zu ihren Arbeits-

schwerpunkten gehören unter anderem die Geschichte der Arbeiter*innenbewegung, alternative Wirtschaft, Genossenschaften und Familismus.

Angelika Nguyen wuchs in der DDR auf, studierte Filmwissenschaft, drehte 1991 den Dokumentarfilm «Bruderland ist abgebrannt» über vietnamesische Immigration nach Ost-Berlin, schrieb 2011 den Essay «Mutter, wie weit ist Vietnam?» über den Rassismus in ihrer Kindheit und ist heute als Autorin, Kuratorin und Filmjournalistin tätig. Sie ist Mitarbeiterin der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

Gertrud Pickhan studierte Slawistik, Geschichte und Erziehungswissenschaften an den Universitäten Münster, Wien und Hamburg. Vor und nach ihrer Promotion arbeitete sie zunächst an der Universität der Bundeswehr in Hamburg. Von 1993 bis 1997 war sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Historischen Institut Warschau tätig. Anschließend wechselte sie an das Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur Leipzig. 2000 wurde sie als Professorin für polnische Landes- und Kulturstudien an die Technische Universität Dresden berufen, von 2003 bis 2021 hatte sie eine Professur für die Geschichte Ostmitteleuropas an der Freien Universität Berlin inne. Ihr Arbeitsschwerpunkt ist die osteuropäisch-jüdische Geschichte. Seit Oktober 2021 ist Gertrud Pickhan im Ruhestand.

Bodo Ramelow ist seit 2014 mit einer kurzen Unterbrechung 2020 Ministerpräsident von Thüringen, davor war er unter anderem vier Jahre lang Mitglied im Vorstand

der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Landtags- und Bundestagsabgeordneter (PDS und DIE LINKE) und fast zwei Jahrzehnte lang Gewerkschaftssekretär und Landesvorsitzender der damaligen Gewerkschaft HBV (Handel-Banken-Versicherungen).

Ingar Solty ist Referent für Friedens- und Sicherheitspolitik am Zentrum für Gesellschaftsanalyse und politische Bildung der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

Uwe Sonnenberg ist Historiker. Bis 2016 war er am Leibniz-Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam tätig und arbeitet seitdem bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Er beschäftigt sich mit verschiedenen Schwerpunkten aus der Geschichte der Linken im 20. Jahrhundert.

Anika Taschke ist Politikwissenschaftlerin und Referentin für Neonazismus und Strukturen/Ideologien der Ungleichwertigkeit der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Sie ist Mitglied des geschäftsführenden Vorstands des Comité International de Mauthausen. Zum Tod von Esther Bejarano schrieb sie einen Nachruf im Magazin *Jacobin* und führte anlässlich des 95. Geburtstags ein Video-Interview mit Bejarano, das unter www.rosalux.de/mediaelement/1228 abrufbar ist. Letzte Publikationen: «Hält die Brandmauer. Studie zu kommunalen Kooperationen mit der extremen Rechten in ostdeutschen Kommunen» (2024, www.rosalux.de/publikation/id/40148) und «Rät*innen gegen rechts. Umgang mit Rechten in kommunalen Gremien» (2021, www.rosalux.de/publikation/id/51762).

Florian Weis ist Historiker mit Schwerpunkten zur neueren und neuesten britischen und deutschen Geschichte (Promotion 1998 zu ««And now – win the Peace». Nachkriegsplanungen der Labour Party»). Er arbeitet seit 1999 in verschiedenen Funktionen in der Rosa-Luxemburg-Stiftung und ist dort gegenwärtig Co-Leiter der Gesprächskreise «Antisemitismus/jüdisch-linke Geschichte und Gegenwart» sowie «Klassen und Sozialstruktur».

Bildnachweise

Titelmotiv: «Wo wir leben, ist unsere Heimat!», Wahlplakat des «Bund», Kiew, Ukraine, ca. 1918.
Archives of the YIVO Institute for Jewish Research, New York, RG 28 P-430.

- S. 12: Thüringer Staatskanzlei (TSK/Delf Zeh)
- S. 23: Wikimedia, Vera de Kok, public domain
- S. 32: Bundesarchiv, Bild 183-1988-1110-032, Peter Zimmermann, CC BY-SA 3.0
- S. 37: Bundesarchiv, Bild 183-16134-0003, CC BY-SA 3.0
- S. 41: Wikimedia, gemeinfrei
- S. 43: Penguin Verlag
- S. 47: Deutsche Fotothek, Abraham Pisarek
- S. 52: Wikipedia, Deutsche Fotothek, SLUB Dresden, CC BY-SA 3.0
- S. 61: Bundesarchiv, Bild 183-F0114-0204-003, Christa Hochneder, CC BY-SA 3.0 DE
- S. 69: Bundesarchiv, Bild 183-35468-0017, CC BY-SA 3.0
- S. 76: Nationaal Archief, Den Haag, Wikimedia, CC0 1.0 Universal Public Domain
- S. 82: Nationaal Archief, Den Haag, Rob C. Croes, Wikipedia
- S. 89: picture-alliance, dpa, ADN Zentralbild
- S. 95: Wikimedia, CC BY-SA 3.0
- S. 100: Wikimedia, CC BY-SA 4.0 International, Avishai Teicher
- S. 107: Archiwum Akt Nowych, Warschau, Wikimedia, gemeinfrei
- S. 108: privater Scan
- S. 112: <https://kulturaupodstaw.pl/poznanscy-w-kaliszu-cz-ii/>
- S. 119: Wikimedia, Bundesarchiv Bild 183-P0220-309, CC BY-SA 3.0
- S. 124: Roland Gretler, Sozialarchiv Zürich, Sig. F 5031-FC 1276, Creative Commons CC 0
- S. 131: Wikipedia Luxembourg, Jwh, CC BY-SA 3.0 LU
- S. 136: CC BY 2.0, Andreas Domma

IMPRESSUM

luxemburg beiträge Nr. 20
wird herausgegeben von der Rosa-Luxemburg-Stiftung
V. i. S. d. P.: Henning Heine
Straße der Pariser Kommune 8A · 10243 Berlin · www.rosalux.de
ISSN 2749-0939 · Redaktionsschluss: Mai 2024
Titel: Aus dem jiddischen Partisan*innenlied von Hirsh Glik:
«Sag niemals, dass du den letzten Weg gehst. Wir sind da!»
Lektorat: Text-Arbeit, Berlin
Layout/Herstellung: MediaService GmbH Druck und Kommunikation
Gedruckt auf Circleoffset Premium White, 100% Recycling

Diese Publikation ist Teil der Öffentlichkeitsarbeit der Rosa-Luxemburg-Stiftung.
Sie wird kostenlos abgegeben und darf nicht zu Wahlkampfzwecken verwendet werden.

**«Wir lassen uns nicht wie Schafe
zur Schlachtbank führen!»**

Abba Kovner

**«Wir verstehen unser Links-Sein,
unseren demokratischen Sozialismus
so, dass er die Aufgabe einschließt,
sich gegen jeden Antisemitismus
zu stellen, gegen diesen vorzugehen
und jüdisches Leben weltweit
zu schützen.»**

Riccardo Altieri, Bernd Hüttner und Florian Weis